

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in der Mongolei

vom 7. Juli bis 7. Oktober 2011

## **Goldrausch in der Steppe – Die Mongolei zwischen Katar und Kongo**

Von Nicole Graaf

Mongolei, vom 7. Juli bis 7. Oktober 2011



# Inhalt

1.	Zur Person: Zu mir und der Vorgeschichte	189
2.	Zwischen Khanen und Oligarchen – Eckdaten zur Mongolei	190
3.	Es riecht nach Kohle – Die Hauptstadt	192
4.	Die Deutschlandmongolen	195
5.	Xenophonie oder Hitlergruss auf Mongolisch	197
6.	Frei aber längst nicht unabhängig – Die Medien	202
7.	Burdsadsch Bainoo? – Die Ninjas	203
7.1	Zwischen Goldrausch und Alternativlosigkeit	203
7.2	Widerstreitende Ansichten	204
7.3	Mit eigenen Augen	208
7.4	Die freundliche Witwe mit der traurigen Geschichte	210
7.5	Auf sicherem Boden	212
7.6	Buddeln gegen ein Leben auf Pump – Die Großfamilie	212
7.7	„Jeden Tag ziehen wir unsere Tiere aus den Löchern“ – Die Nomaden	214
7.8	Am Staat vorbei – Der Goldhändler	215
7.9	Dahin, wo es am meisten zu holen gibt – Die Gelegenheits-Ninjas	217
7.10	„Wir sind keine Ninjas“ – Die Männer im Berg	219

---

7.11	Spektakulärer Auftritt – Die früheren Besitzer?	221
7.12	Selbstversuch – Der Regierungsvertreter	222
7.13	Gold schürfen unter dem Deckmantel der Renaturierung	223
8.	Milch und Kaschmir – Bei Nomaden	224
9.	Megalomanie in der Gobi – Der kommerzielle Bergbau	227
10.	„Wir werden die Mongolei nicht mehr wiedererkennen“ – Einschätzungen eines Experten	232
11.	Kein Fazit	237
12.	Ein Dankeschön	238
13.	Glossar	239

## 1. Zur Person: Zu mir und der Vorgeschichte

Geboren 1977 in der Jülich-Zülpicher Börde, 45 km westlich von Köln, mit Blick auf den nahe gelegenen Braunkohletagebau und den renaturierten Baggersee gleich jenseits der Schnellstraße hinterm Dorf. Der Großvater hatte für die Rheinbraun gearbeitet, deren Schaufelradbagger viele Dörfer in der Gegend zum Opfer fielen. Die Oma bekam auch nach seinem Tod noch jahrelang ein kostenloses Kontingent an Kohlebriketts geliefert, das Kinder und Enkel abwechselnd aus dem Keller holten, um damit den Ofen im Wohnzimmer zu bestücken.

Was liegt da als Journalist näher, als sich einmal mit dem Bergbau zu beschäftigen, auch wenn ich bei diesem Thema mit dem Stipendien-Aufenthalt der Heinz-Kühn-Stiftung mein Debüt erlebe.

Im Studium ging es um weniger handfeste Dinge. In Leipzig und Halle/Saale studierte ich Ethnologie, Journalistik und Zentralasienwissenschaften und kam dabei zum ersten Mal mit der Mongolei in Berührung, denn zum Lehrplan gehörten auch Vorlesungen und Seminare zu Kultur und Geschichte dieses Landes. Erste Versuche, die Sprache zu lernen, gab ich damals jedoch schnell wieder auf, denn Mongolisch lernt man nicht einfach mal so nebenbei.

Stattdessen konzentrierte ich mich auf den Journalismus, absolvierte während und nach dem Studium verschiedene Praktika, unter anderem beim Stern, bei Stern gesund leben, PM und Kulturaustausch. Während der Semesterferien war ich jedoch fast immer unterwegs, und das fast immer in Asien.

Meine letzten beiden Praktika führten mich dann nach Peking, wo ich im Korrespondentenbüro der Frankfurter Rundschau und im ARD-Hörfunkstudio hospitierte. Seit 2007 berichte ich freiberuflich vor allem für Print- und Hörfunkmedien über Kultur, Gesellschaft, Wirtschafts- und Umweltthemen verschiedener Länder Asiens, darunter China, Indien, Thailand, Nepal, Kambodscha und Vietnam.

2009 kam ich in diesem Zusammenhang zum ersten Mal in die Mongolei, leider nur für zwei Wochen. Damals war gerade Goldgräberstimmung ausgebrochen: die Investitionsvereinbarung für Oyu Tolgoi, eine der zukünftig größten Kupfer- und Goldminen der Welt, war nach zähen, sechs Jahre währenden Verhandlungen endlich unterzeichnet worden. Die Weichen für die Zukunft der Mongolei als Exporteur von Bodenschätzen waren gestellt. Aber bis dato spürte man noch wenig von einem Wirtschaftsboom. Der gläserne Central Tower, der heute gleich neben dem zentralen Sukhbaatar-Platz in den Himmel ragt, stand damals noch nicht. Ulan Bator, die Hauptstadt der Mongolei war trotz einiger Baustellen von Hochhäusern noch dominiert von den sechsstöckigen russischen Plattenbauten und einem leicht morbiden, post-sozialistischen Charme.

Doch irgendwie roch es nach Aufbruch; die Cafés, Restaurants und Pubs waren gefüllt mit jungen, gut ausgebildeten Mongolen, die Lebensfreude und Enthusiasmus versprühten und Fremde in perfektem Englisch, Deutsch, Französisch, Japanisch oder Russisch begrüßten.

Und zwischen all den kernigen Kanadiern, Australiern und Amerikanern, die dort zwischen ihren Schichten in den Minen draußen in der Steppe Bier tranken und Rugby- oder Football-Spiele anschauten, kam ich mir vor wie im wilden Westen.

Als einer von ihnen mir damals von den Ninjas erzählte, den illegalen Goldsuchern aus dem Heer der Armen, die den internationalen Bergbaufirmen aufs Dach, beziehungsweise in die Abbaugebiete stiegen, war ich Feuer und Flamme und überlegte, wie ich es anstellen könnte, zu ihnen zu fahren. Recherchen in der ländlichen Mongolei sind aufwändig und vor allem teuer, denn es gibt kaum Infrastruktur für Reisen auf eigene Faust, und der Transport ist häufig abenteuerlich. Nun freue ich mich sehr, dass ich meine Idee durch das Heinz-Kühn-Stipendium verwirklichen konnte.

Dieser Abschlussbericht ist bewusst als Mix aus persönlichen Erlebnissen, reportagehaftem Hintergründen über das Land und Ergebnissen der Recherche gestaltet. Das mag vielleicht ein wenig fragmentarisch daherkommen. Aber gerade das spiegelt den gegenwärtigen Zustand der Mongolei vielleicht am besten wider: ein Puzzle, an dessen Zusammenbau sich die verschiedensten Akteure beteiligen, und bei dem noch niemand weiß, wie es am Ende aussehen wird.

## **2. Zwischen Khanen und Oligarchen – Eckdaten zur Mongolei**

Wer hierzulande an die Mongolei denkt, dem fallen vor allem drei Dinge ein: endlose Steppe, Nomaden und Dschingis Khan. Der große Mongolenherrscher einte im 12. Jahrhundert die verschiedenen Stämme und schuf ein Imperium, das sich über weite Teile Asiens ausdehnte und selbst China beherrschte. Mit leichtem Gruseln denkt vielleicht mancher Europäer daran, dass die Mongolen auch einmal die Hälfte unseres Kontinents überrannten. Dschingis Khan ist immer noch der große Held für die Mongolen. Sein Bild zierte die Rückseite jedes Geldscheins. Nach ihm sind Straßen benannt, der Flughafen von Ulan Bator, sogar eine Wodka-Marke und ein Bier. Eine überlebensgroße Statue des großen Herrschers thront vor dem Parlamentsgebäude, flankiert von zwei bronzenen Reitern.

Den Platz vor dem Regierungspalast dominiert allerdings ein anderer Volksheld, Damdin Sukhbaatar, hoch zu Pferd auf einem Sockel. Nachdem das Mongolenreich untergegangen war, fiel das Gebiet unter chinesische

Herrschaft, mehr als 200 Jahre lang. 1911, nach dem Ende der Manchu-Dynastie, erklärte sich das Land zum ersten Mal unabhängig, doch die Chinesen kamen zurück. Unter der Führung von Damdin Sukhbaatar, der sich mit einem Teil der Widerstandarmee nach Russland zurückgezogen und dort die mongolische Revolutionäre Volkspartei mitbegründet hatte, erlangte die Mongolei 1921 schließlich ihre endgültige Unabhängigkeit. Sie wurde ein sozialistisches Land und kam unter starken russischen Einfluss. Mit den Reformen in der Sowjetunion und ihrem anschließenden Zerfall fand auch in der Mongolei ein demokratischer Wandel statt. 1990 demonstrierten Tausende und forderten Reformen. 1992 wurde die erste demokratische Verfassung verabschiedet.

Wirtschaftlich bedeutete der Umbruch wie in vielen post-sozialistischen Staaten zunächst beinahe den Ruin. Mit Wegfall des wirtschaftlichen Rückhalts durch Russland machten die meisten Staatsbetriebe dicht, tausende Menschen verloren ihre Arbeit und mussten selbst sehen, wie sie zurecht kamen. Die Inflation stieg auf dreistellige Werte. Zeitweise wurden die Lebensmittel knapp. Viele Mongolen kehrten in dieser Zeit zurück zum traditionellen Nomadenleben.

Ab Mitte der 1990er ging es wirtschaftlich langsam wieder aufwärts. Allerdings sorgte die Asienkrise für Rückschläge, ebenso wie drei harte Winter in Folge zwischen 1999 und 2002, in denen Millionen Nutztiere starben. Und 2008 dann brachte die Weltwirtschaftskrise erneute Stagnation.

Mitte der 1990er Jahre entstanden einige Firmen, die ursprünglich mit dem Verkauf nur eines bestimmten Produkts begannen und heute in vielen verschiedenen Bereichen tätig sind. Die Nomin-Holding startete beispielsweise mit dem Verkauf von Elektronikartikeln, die sie aus Südostasien importierte. Heute betreibt die Firma daneben unter anderem eine landesweite Supermarktkette, ein Autohaus, Baumärkte, und bietet Versicherungen an. Die MCS-Gruppe begann 1993 als Berater im Energiebereich. Heute gehören ihr 15 Tochterfirmen aus ganz unterschiedlichen Bereichen: Sie unterhält Brauereien, eine Kaschmirproduktion, Hotels und Einkaufszentren. Der Besitzer der MCS-Gruppe gehört zu den reichsten Leuten der Mongolei. Mehrere weitere Großfirmen durchliefen eine ähnliche Entwicklung.

Die normale Bevölkerung glaubt, viele der Geschäfte in den 1990ern seien nicht mit rechten Dingen zugegangen. Die Demokratie sei damals noch jung gewesen, und im Rechtssystem habe es noch viele Lücken gegeben, entgegen Politiker fast immer, wenn sie nach der Zeit des wilden Kapitalismus gefragt werden. Es gebe immer noch viel zu tun, aber die Regierung bemühe sich, die Gesetze und ihre Einhaltung zu verbessern, sagen sie. Doch viele Mongolen glauben nicht, dass sie es ehrlich meinen. Offizielle Statistiken stützen dieses Gefühl; aktuell belegt die Mongolei nur Platz 120 von

182 des internationalen Korruptionsindex von Transparency International, zusammen mit Ländern wie Bangladesch und Äthiopien.

### 3. Es riecht nach Kohle – Die Hauptstadt

Dass die Wirtschaft boomt, sieht man im Zentrum Ulan Bators mit bloßem Auge. Die Stadt hat sich sehr verändert, seit ich 2009 zum ersten Mal hier war. Damals stand nur eine Handvoll Hochhäuser. Das Stadtzentrum ist seitdem in die Höhe gewachsen: die Innenstadt dominieren jetzt schicke Wohntürme mit Panoramafenstern und gläserne Bürogebäude, wie man sie auch in Peking oder Seoul findet. Das auffälligste ist der Blue Sky Tower, ein halbrundes Gebäude mit blauem Glas verkleidet. Wegen seiner Form nennen die Mongolen es auch liebevoll „Khushur“; das ist eine flache, frittierte Teigtasche, eines der mongolischen Nationalgerichte. Überall arbeiten Baukräne an weiteren Gebäuden. Die Arbeiter wohnen nicht in Containern auf der Baustelle, sondern in Jurten. Manche von ihnen sind mitten in einem Hochhausrohbau aufgestellt.

Gleich neben dem „Khushur“ liegt der zentrale Sukhbaatar Platz, an dessen nördlichem Ende das imposante Parlamentsgebäude steht. Am östlichen Rand des Platzes ragt der Central Tower in den beinahe ewig blauen Himmel, ebenfalls mit Glas verkleidet und mit einem Sockel aus schwarzem Marmor. Im Erdgeschoss sind zwei Edelboutiquen eingezogen. Die Schriftzüge „Luis Vuitton“ und „Ermenegildo Zegna“ prangen von Weitem sichtbar an der Fassade.

Wer kann sich hier so etwas leisten, fragt man sich da? Das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen in der Mongolei liegt nach Angaben der Weltbank bei rund 1.900 US Dollar. Doch die Einkommensunterschiede zwischen Arm und Reich sind drastisch, der Mittelstand bisher dünn.

Schätzungsweise nur ein gutes Dutzend Familienclans verfügt über 90 % des gesamten Vermögens des Landes – das ist keine offizielle Zahl, aber so sagt es fast jeder, mit dem man darüber redet. Und einige der reichsten Männer des Landes – Frauen gibt es darunter nur ganze drei – sitzen im Parlament und auf Ministersesseln. Wie das passieren konnte, frage ich einen befreundeten Mongolen, dass manche in den 20 Jahren seit Abschaffung des Sozialismus so reich geworden sind. Er erklärt das Ganze so: Damals haben nur ganz wenige Mongolen ins Ausland reisen können. Dazu gehörten natürlich die Regierungselite, daneben Diplomaten, Sportler und einige wenige Austauschstudenten. Zu Beginn der Reformphase, also ab 1991 sei das auch noch so gewesen. Wenn sie zurück in die Heimat kamen, brachten sie Waren mit, zum Beispiel elektronische Geräte, die man in der Mongolei da-



mals nicht so leicht bekommen habe, und verkauften sie zum doppelten Einkaufspreis. So machten sie ihr Vermögen.

Jene, die während der Umbruchphase zur Führungsriege der regierenden Volkspartei gehörten, hätten zudem Insider-Informationen für Geschäfte genutzt, erklärt mein Bekannter. Viele aus der ersten Generation der demokratischen Politiker seien munter zwischen Staatsämtern und einer zweiten Existenz als Geschäftsleute gewechselt und täten dies bis heute. Die Familien mancher Spitzenpolitiker sind steinreich und besitzen einige der größten Firmen des Landes.

Und dann gab es jene, die mit recht abenteuerlichen Dreiecksgeschäften zu Vermögen gekommen seien. Und das funktionierte so, erklärt mein Bekannter: „Zum Beispiel saß jemand im Management einer großen Firma“ – staatliche Unternehmen, kurz bevor diese privatisiert wurden. „Er nahm einen Kredit auf, um eine andere Firma zu kaufen und nutzte seinen Posten in der ersten Firma als Sicherheit.“ Diese zweite Firma habe dann wiederum als Sicherheit für einen neuen Kredit gedient um die erste Firma zu kaufen.

„Manche waren clever und haben die Vorteile genutzt, die sie hatten“, resümiert mein Bekannter. Er bedauere ein wenig, dass er seine Chancen nicht wahrgenommen habe. Er stammt selbst aus einer Diplomatenfamilie, hat als Kind in vielen verschiedenen Ländern gelebt. „Aber ich bin einfach kein Geschäftsmann.“ Er arbeitet heute als Reiseführer, weil ihm das Spaß macht, obwohl er in der Wirtschaft weit mehr verdienen könnte. Eine Ausbildung dafür hätte er. Ich finde es zumindest beeindruckend, dass es in der derzeitigen Boomphase, wo die meisten nur ans reich werden denken, trotzdem noch Leute wie ihn gibt, denen Selbstverwirklichung anscheinend wichtiger ist.

Aus den Superreichen rekrutiert sich wohl die Klientel der Designerboutiquen im Central Tower. Sie fahren mit blitzenden Landcruisern, Humvees und Luxuslimousinen durch die von Schlaglöchern übersäten Straßen von Ulan Bator, beziehungsweise sie stehen im Stau; der Wirtschaftsboom lässt sich nämlich auch am Verkehrsaufkommen der Hauptstadt ablesen.

In Zaisan, einem Seitental im südlichen Teil Ulan Bators, wo der an die Stadt grenzende Bogd Khan Nationalpark beginnt, wurde ein Luxusviertel gebaut. Hier wohnt das gehobene Management internationaler Firmen und die neureichen Mongolen haben sich dort ihre Villen hingestellt.

Die Ostblocktristesse ist passé. Zwischen den verglasten Hochhäusern im Zentrum finden sich unzählige Cafés in modernem Design und geräumige Pubs, in denen breitschultrige Australier und Kanadier zwischen ihren Schichten in den Minen der Gobi ihr Stout trinken, dazwischen kühl dreinschauende, mongolische Geschäftsmänner mit Bürstenhaarschnitt und Nadelstreifenanzug, und äußerst gut aussehende Mongolinnen mit Strass, Gold

und Pelz behängt. All das ist erst innerhalb der letzten zwei, drei Jahre entstanden im Zuge des Bergbaubooms; doch dazu später mehr.

Doch die Kehrseite des neuen Reichtums springt dem Besucher überall ins Auge. Zwischen den Hochhäusern und Einkaufstempeln stehen immer noch die sowjetischen Plattenbauten, von denen der Putz abbröckelt. Oft sieht man abgerissene Gestalten, die mit einem großen Sack über der Schulter die Straßen nach Plastikflaschen abgehen.

Nur die Straßenkinder, die bei meinem letzten Besuch noch den Touristen auf der Peace Avenue auflauerten, sind weitestgehend aus dem Zentrum verschwunden. Ausländische Journalisten, die die Mongolei besuchten, schrieben regelmäßig über diese Kinder, über ihr Leben in der Kanalisation unter der Stadt. Dort konnten sie sich im Winter bei bis zu Minus 40 Grad an den unterirdischen Heizungsrohren wärmen. Jetzt heißt es, die Kanaldeckel wurden versiegelt und die Straßenkinder aus dem Stadtzentrum verbannt, um Touristen und Investoren nicht zu verschrecken.

Nur wenige Kilometer vom Zentrum Ulan Bators entfernt beginnen die Jurtenviertel, praktisch die Shanty-Towns der Hauptstadt. Dort haben sich jene angesiedelt, die bisher wenig vom Wirtschaftswunder profitiert haben, ehemalige Nomaden, die bei einem der Zud – so nennen die Mongolen extrem harte Winter, in denen die Tiere vor lauter Schnee oder Eis kein Gras mehr finden – ihre Herde und damit ihre Lebensgrundlage verloren haben; Menschen, die vom Land in die Stadt gekommen sind, um am Wachstum teilzuhaben, hier einen Job zu finden. Denn auf dem Land gibt es außer der Viehzucht und Stellen in der Verwaltung so gut wie keine geregelte Arbeit. Rund ein Drittel der Mongolen lebt unterhalb der Armutsgrenze von 1,25 US Dollar am Tag.

Das wirkliche Stadtgebiet von Ulan Bator, in dem es geteerte Straßen, Geschäfte und Wohnblocks mit Zentralheizung und Wasserleitungen gibt, macht nur ein Drittel bis die Hälfte der ganzen Hauptstadt aus. Ringsherum leben die Menschen wie auf dem Land, in einer Jurte oder einem kleinen Haus aus Backstein oder Holz, mit einem Zaun aus ungeschliffenen Holzbrettern drumherum. Das Wasser kommt per Tankwagen oder muss von einer zentralen Wasserstation geholt werden, und die Häuser und Jurten werden mit kleinen schwarzen Öfen beheizt, die auch als Kochstelle dienen. Immerhin haben die meisten Stromanschluss.

Kommt man mit dem Flugzeug in Ulan Bator an, begreift man erst so richtig das Ausmaß der Jurtenvorstädte. Wie ein breiter Gürtel ziehen sie sich um die Stadt und wachsen wie Geschwüre weit in die angrenzenden Täler hinein. Nach dem letzten Zud, dem Winter 2009/2010, sind wieder tausende Menschen dazugekommen.

Doch Ulan Bator kann mit dem Zuzug nicht mithalten. Ursprünglich ausgelegt für wenige hunderttausend Menschen, leben dort heute knapp 1,2

Millionen, fast die Hälfte der gesamten Bevölkerung des Landes. Die Straßen sind chronisch verstopft; im Winter hüllt der Rauch aus den tausenden kleinen Kohleöfen der Jurtenviertel die Stadt in dichten Smog. Und auch hier finden viele keine Arbeit, schlagen sich mit kleinen Geschäften und Gelegenheitsjobs durch.

Viele Bewohner der Jurtenviertel ziehen daher in den Sommermonaten wieder zurück aufs Land und graben dort nach Gold (siehe Kapitel 7).

Mit dem Boom des kommerziellen Bergbaus stehen die Weichen nun auf Veränderung: Mit seiner Entwicklung sollen auch für die armen Leute neue Perspektiven entstehen. Doch der Wandel geht so schnell voran, dass diejenigen, die ihn organisieren sollen, also die Regierung, kaum mehr mitkommt.

Für einen besseren Überblick über die ökonomischen Zusammenhänge in der Mongolei – denn darum wird es bei meinem Aufenthalt auf die eine oder andere Weise immer wieder gehen – und für einen Schnellkurs in Wirtschaftswissenschaften treffe ich mich mit Philipp Marxen. Ich hatte den Deutschen bei einem Ausflug der mongolisch-deutschen Brücke (siehe Kapitel 4) kennengelernt. Er arbeitet für eine Bank in Ulan Bator, lebt seit gut drei Jahren in der Mongolei, kennt sich somit gut aus und ist extrem gut vernetzt. Er versorgt mich mit einigen hilfreichen Kontakten, erklärt mir, was eine Windfall Profit Tax ist, und weshalb die Mongolei Gefahr läuft, die Holländische Krankheit zu bekommen. Aber auch zu alledem später mehr.

#### **4. Die Deutschlandmongolen**

Bereits bei meinem ersten Besuch in der Mongolei hatte ich über die vielen Mongolen gestaunt, die mich in perfektem Deutsch begrüßten. Zwischen Deutschland und der Mongolei findet bereits seit vielen Jahrzehnten ein reger Austausch statt und vor allem in der Hauptstadt Ulan Bator trifft man regelmäßig auf Mongolen, die fließend deutsch sprechen. Zu DDR-Zeiten studierten jährlich rund 2.500 junge Mongolen in dem so genannten „sozialistischen Bruderland“. Und auch nach der demokratischen Wende beider Länder bestand der Austausch weiter. Heute sprechen mehr als 30.000 Mongolen deutsch; und das bei einer Gesamtbevölkerung von weniger als drei Millionen.

Mitte der 1990er haben die Deutschland-Alumni einen Verein gegründet, um sich zu vernetzen und sich gegenseitig zu helfen, zu Hause wieder Fuß zu fassen. Denn viele hatten mehr als zehn Jahre in der damaligen DDR verbracht und kamen nach dem demokratischen Wandel in ihrer Heimat in eine völlig veränderte Mongolei zurück.

Mittlerweile organisiert die mongolisch-deutsche Brücke zahlreiche Veranstaltungen, die über die ursprünglichen Vereinsaktivitäten weit hinausgehen: zum Beispiel VIP-Treffen, bei denen im kleinen Kreis mit Mitgliedern des Parlaments oder anderen öffentlichen Persönlichkeiten diskutiert werden kann. Sogar ein ehemaliger Staatspräsident war schon einmal geladen: Prof. Dr. P. Ochirbat; er war der erste demokratisch gewählte Präsident der Mongolei.

Jeden Monat findet zudem ein Brücke-Stammtisch statt, der nicht nur Mitgliedern offen steht und bei dem sich auch die deutsche Community von Ulan Bator trifft. Viele Kontakte, die mir bei den Recherchen sehr nützlich waren, habe ich dort geknüpft.

Im September 2011 organisierte die Brücke gemeinsam mit dem Arbeitsministerium eine Jobbörse für hochqualifizierte Auslandsabsolventen. Fast alle großen Firmen in der Mongolei warben dort um neue Mitarbeiter, die meisten aus der Bergbaubranche, daneben aber auch Hotels und Supermarktketten. Leute mit Fremdsprachenkenntnissen und Auslandserfahrung sind überall gefragt. Zwischen den Messeständen drängten sich junge Mongolen; die meisten hatten Stofftaschen oder Mappen mit Infomaterial in der Hand und füllten an den Ständen ihre Bewerbungsbögen aus.

Die Jobbörse stand in Zusammenhang mit dem so genannten „Bienenstock-Programm“ der Regierung, an dem sich auch die mongolisch-deutsche Brücke beteiligt. Im Zuge des Wirtschaftsbooms werden händleringend Fachkräfte gesucht, vor allem für die Bergbaubranche, aber auch für viele andere Bereiche. Deshalb wirbt die Regierung nun dafür, dass jene, die nach ihrer Ausbildung im Ausland geblieben sind, zurück in die Heimat, also in den „Bienenstock“, kommen. Die Rückkehrer erhalten verschiedene Anreize wie Einmalzahlungen und günstige Kredite für den Kauf einer Wohnung. (Nur wenige Mongolen wohnen zur Miete in Ulan Bator, da die Mietpreise im Vergleich zu den Kaufpreisen für Wohnungen sehr teuer sind.)

Der Vorsitzende der mongolisch-deutschen Brücke ist der Sohn eines Mannes, der einigen Deutschen bekannt sein dürfte: des Schriftstellers Galsan Tschinag. Er schreibt über sein Volk, die Tuwiner, die im äußersten Westen der Mongolei und auf der anderen Seite der Grenze in Russland leben. Galsan Tschinag schreibt auf Deutsch. Er hat in Deutschland studiert und lange Zeit dort gelebt. Auch sein Sohn Galtai spricht perfekt Deutsch. Galtai leitet das deutsche Radio Ulan Bator, welches drei Mal pro Woche eine Stunde lang auf Deutsch sendet: Beiträge über das Leben in Ulan Bator und Neues aus Deutschland und der Mongolei; dazwischen läuft die aktuellste deutsche Rock- und Popmusik.

Im Sender lässt er sich jedoch eher selten blicken. Das Tagesgeschäft schreiben die Mädels: Tugsoo, Nyamka, Dulguun und Tuvshin – und Gero, ein pensionierter Lehrer, rund und gemütlich mit grauem Schnauzbart und buschigen

Augenbrauen. Er hat in der Mongolei noch einmal neu angefangen, und unterrichtet nun an einer Privatschule Deutsch. Beim Radio liest er die Nachrichten.

Beim deutschen Radio UB arbeite ich während der ersten zwei Wochen meines Aufenthalts mit. (Offiziell heißt das bei der Heinz-Kühn-Stiftung „Praktikum“, aber dafür fühle ich mich eigentlich schon ein bisschen zu alt. Ich würde daher lieber von freiwilliger Arbeit sprechen.) Vor allem Tugsoo, die dort zu dieser Zeit noch das Tagesgeschäft leitet, stellt sich als unerschöpfliche Informationsquelle heraus. Sie erleichtert mir das Ankommen, und mit ihrer Hilfe bekomme ich erst einmal einen Überblick, was aktuell im Land so los ist. Tugsoo hat in Berlin Publizistik studiert und arbeitet bereits von Beginn an beim deutschen Radio Ulan Bator. Ich kenne sie noch von meinem ersten Besuch, damals waren wir zusammen beim Oktoberfest – meinem ersten überhaupt – im „Ikh Mongol“, einer großen Bierwirtschaft mit Freisitz und sehr deutscher Atmosphäre – und haben uns zwischen Maßbier und Nägeln in Holzpflocke Klopfen angefreundet.

Dann ist da noch Dulguun; sie hat als Kind ein paar Jahre in Deutschland gelebt. Ihre Eltern waren Gärtner an der mongolischen Botschaft in Berlin. Sie hat mich unglaublich beeindruckt, denn sie ist erst 19 und studiert noch, aber hat richtig was drauf.

Mit den Mädels ziehe ich während meiner zwei Wochen beim deutschen Radio los und recherchiere einige Beiträge, zum Beispiel über mongolische Neonazis (siehe nächstes Kapitel) und über die mongolische Vegetarierbewegung.

## **5. Xenophonie oder Hitlergruss auf Mongolisch**

Einerseits gelten die Mongolen als äußerst gastfreundlich, und – um das gleich vorweg zu schicken – ich habe während meines Aufenthalts ganz, ganz wunderbare Menschen getroffen, die überwiegende Mehrheit von ihnen sehr freundlich und hilfsbereit. Und ich möchte hier keineswegs die mongolische Gesellschaft als solche diskreditieren. Doch es ist leider nicht von der Hand zu weisen, dass unterschwellig eine gewisse Xenophobie existiert. Und das finde ich doch recht Besorgnis erregend. Sie äußert sich meistens dann – und zuweilen in recht krasser Form – wenn jemand zu viel getrunken hat. Besonders, wenn die Tage kürzer und kälter werden und sich damit auch die Stimmung verdunkelt und der Alkoholpegel in bestimmten Kreisen steigt, scheint auch das Aggressionspotential zuzunehmen. Immer wieder hört man Geschichten von Ausländern, die einfach so attackiert und zusammengeschlagen wurden.

Aber wenn es dann jemandem passiert, mit dem man befreundet ist, ist das plötzlich ganz schön real. Gerade telefoniere ich mit einer Freundin, die

für eine ausländische Hilfsorganisation arbeitet und erst seit ein paar Wochen in Ulan Bator wohnt. Immer noch sichtlich mitgenommen erzählt sie, dass sie am Wochenende zuvor, als sie von einer Party nach Hause kam, vor ihrem Hostel zusammengeschlagen und ausgeraubt wurde. Noch einige Tage später zeichnet sich ein Bluterguss unter ihrem Auge ab. Der Überfall hatte wohl kaum einen ausländerfeindlichen Hintergrund, aber ein deutscher Freund von ihr war am frühen Abend desselben Tages von drei mongolischen Ultranationalisten mitten im Stadtzentrum, in der Nähe des Regierungsgebäudes mit Schlagringen attackiert worden; einfach so, nur weil er zufällig hinter ihnen ging. Die Autofahrer, die neben dem Gehweg im Stop-and-go- auf der verstopften Peace Avenue vorbeifuhren, ignorierten die Szene einfach. Irgendwie gelang es ihm, sich zu wehren und dann zu flüchten, zum Glück nur mit ein paar Schrammen.

Mir ist glücklicherweise nichts Derartiges passiert, aber zwei, drei unangenehme Situationen gab es schon: Es war noch hell, vielleicht sechs, halb sieben am Abend, als ich bei einem Markt um die Ecke einkaufen wollte. Ein Mann, vielleicht Mitte 50, schrie dort herum. Er stand neben einem Marktstand, an dem ich einige Male vorbeimusste. Ich registrierte ihn kaum, denn krakeelige Betrunkene sind kein ungewöhnlicher Anblick in Ulan Bator.

Doch dann merkte ich, dass seine Flüche mir galten. Ich spürte wie er hinter mir herkam, seine Rufe wurden immer lauter und aggressiver „Pista!!“, schrie er; ein böses, russisches Schimpfwort, wie ich später von meiner Mitbewohnerin erfuhr. Ich nahm vorsichtshalber die Beine in die Hand, er lief mir noch ein Stück hinterher, bis ich hinter der nächsten Ecke verschwand, schnurstracks nach Hause. Den Einkauf verschob ich auf anderntags.

Ein weiterer Vorfall geschah in der Schlange vor einer Diskothek, wo ich mit eben dieser Freundin, die später zusammengeschlagen wurde, auf Einlass wartete. Ein junger, gut gekleideter Mongole drängelte sich vor und drückte mich dabei fast gegen die Wand. Ich murmelte irgendetwas Genervtes. Er schien mich verstanden zu haben, denn er drehte sich um und fing an herum zu pöbeln, sichtlich betrunken, in gebrochenem Deutsch. „This is my Mongolia, was wollt ihr? Deutschland... ich war in Deutschland, das hier ist mein Land! Hier hab ich zu sagen. Ich mach was ich will...“

Meine Freundin versuchte, mit ihm zu diskutieren, doch ich bat sie ihn zu lassen, weil ich befürchtete, das würde ihn noch mehr provozieren. Er pöbelte weiter, hob schließlich die Hand und drohte ihr damit. Die Türsteher drängten ihn schließlich hinaus und bewegten ihn zum Gehen.

Was für eine Wut in solchen Leuten stecken muss, welch ein Frust. Auch das hängt wohl mit den Veränderungen im Land zusammen und mit den Minenfirmen. Diese – so der allgemeine Tenor – bedienen sich an den Rohstoffen der Mongolei. Reich werden dabei nur die Politiker, die das Sagen

haben. Der Rest gehe leer aus. Und die Ausländer, die klauten hier die Rohstoffe und für die Mongolen bleibe nichts übrig. Solche Ansichten hört man von vielen Leuten, auch von gebildeten. Und zu später Stunde nach einigen Wodka oder Bier werden die Aussagen manchmal noch viel drastischer, selbst wenn ausländische Freunde mit am Tisch sitzen.

Es scheint ein tiefes Misstrauen zu herrschen – gegenüber Ausländern, aber auch gegeneinander. Selbst unter nahen Verwandten traut man sich häufig nicht über den Weg, wie ich immer wieder festgestellt habe. Ich kann mir das kaum erklären. Vielleicht ist es historisch bedingt; denn jahrhundertlang hat man gegeneinander und gegen andere Völker gekämpft.

Neben gewissen xenophoben Tendenzen in der Gesellschaft gibt es aber auch noch Extremisten – quasi mongolische Neonazis, die an eine krude Ideologie von Blut und Reinheit glauben, wie dieser schwächliche 25-jährige, der auf einer Parkbank im sommerlichen Ulan Bator zum Interview vor mir sitzt: Er ist ganz in schwarz gekleidet, trägt eine verspiegelte Sonnenbrille mit Silberrand und einen Raubtierzahn an einem Lederband um den Hals.

Ein pickeliger Schrank mit Brille, eher speckig als kräftig und ein weiterer schlaksiger Junge, die beide die ganze Zeit kein Wort sagten, flankieren ihn. Der Wortführer behauptet, die rechte Hand des Anführers von Dayar Mongol zu sein, einer der rechtsradikalen Gruppen, die die Mongolei von „zu viel“ ausländischem Einfluss „reinhalten“ wollen.

Ich hatte bereits vor einiger Zeit von den mongolischen Neonazis gehört, oder eher gesehen, beim Auslandsjournal im ZDF. Ich wollte versuchen, sie aufzuspüren und auch die Bar, die in dem Beitrag gezeigt wurde: eine von außen unscheinbare „Tse-Bar“, eine mongolische Franchise-Kette von Kneipen. Dort gehen vor allem Studenten hin, denn das Bier ist günstig.

Durch Zufall hat ein deutscher Bekannter die Bar entdeckt. Sie liegt gleich um die Ecke seiner Wohnung. Wir beschließen, sie uns einmal gemeinsam anzuschauen. Beim Gang durch die Tür bleibt uns beiden allerdings die Luft weg. Dort sind rotumrandete Hakenkreuzsymbole in den Boden eingelassen. Hinter der Tür und am Ende des Raumes stehen zwei Vitrinen; darin Schaufensterpuppen in SS-Uniform. An den Wänden hängen einige Propagandaposter aus der Nazizeit. Die Managerin denkt sich nichts dabei: „Ja, das ganze Zeug hat der Besitzer aus Deutschland mitgebracht.“ Er sei aber nicht da, sagt sie, sondern gerade wieder in Europa unterwegs. Die Klientel der Bar besteht hauptsächlich aus ganz normalen Mongolen um die zwanzig. Für sie sind die Symbole, Poster und Schaufensterpuppen nicht mehr als Dekor – eine Themengaststätte, wie eine Wild-West-Bar oder ein Irish Pub. Die Neonazis kämen auch manchmal her, erzählt die Managerin. „Die achten dann immer darauf, dass niemand auf die Hakenkreuze auf dem Boden tritt. Aber sonst verhalten sie sich ruhig.“

Auf einem Plakat an einem Bauzaun habe ich die Nummer von Dayar Mongol, einer der Neonazigruppen, gefunden und eine Kollegin vom deutschen Radio gebeten, dort anzurufen zwecks eines Interviews. Zuvor hatte sie bereits die Webseite einer anderen Gruppe ausfindig gemacht: Tsaagan Xas – weißes Hakenkreuz. Doch der Typ, dem die Nummer auf der Webseite gehörte, wollte Geld, um mit uns zu reden: 100 Euro. Er brüstete sich damit, dass schon viele Medien bei ihm angefragt hätten. Mit der BBC habe er bereits gesprochen, und vor kurzem seien auch ein paar Deutsche dagewesen. Wir lehnten dankend ab.

Der junge Mann von Dayar Mongol machte zunächst auf geheimnisvoll, fragte meine Kollegin am Telefon aus, bat um Rückruf am nächsten Tag und willigte dann schließlich ein, sich mit uns zu treffen. Nun sitzen wir also auf einer Parkbank vor einer Schule, wo die Gruppe „zu tun“ hatte. Der Wortführer, er heißt Tseringchond, kramt umständlich ein Pamphlet aus seiner Aktentasche. Darauf stünden ihre Hauptforderungen, sagt er.

Er spricht von Tradition, dem Erhalt der mongolischen Kultur und Bedrohungen von außen. Man habe ja nichts gegen Ausländer an sich, doch es seien einfach zu viele. Außerdem seien die Mongolen ein kleines Volk und müssten sich vor zu viel Einfluss schützen, meint er. Letzteres ist eine durchaus mehrheitsfähige Meinung. Doch Tseringchond geht noch weiter. „Schau dich um, allein von diesem Platz aus kann ich mindestens zehn ausländische Restaurants sehen“, sagt er und spricht von angeblich mangelnder Hygiene dort. Er glaubt an eine Verschwörung. Die Chinesen, sagt er, seien mit Regierungsauftrag hier, um den Mongolen zu schaden. Man wisse nicht, was diese Restaurants so alles ins Essen mischten.

Derartige Theorien sind zwar extrem, aber knüpfen an verbreitete Vorurteile an. Chinesen kann eigentlich niemand leiden in der Mongolei. „Das liegt uns einfach im Blut“, meinte sogar eine Freundin von mir. Die Mongolei stand 200 Jahre lang bis zum Ende der letzten Kaiserdynastie unter chinesischer Herrschaft. Das steckt immer noch tief, auch wenn es sich bei den damaligen Herrschern streng genommen nicht um Han-Chinesen, sondern um Manchu, eine vormals eigene, mittlerweile aber fast vollständig assimilierte Volksgruppe aus dem Nordosten Chinas handelte.

Und die Koreaner überschwemmten die Mongolei mit ihren Seifenopern, meint Tseringchond: „Dadurch werden tausende mongolische Männer nach Korea zum Arbeiten gelockt, und Frauen gehen falschen Heiratsversprechen auf den Leim.“

Die Neonazis hassen jedoch nicht nur Chinesen und Koreaner, sondern auch andere Ausländer in ihrem Land. „Gegen Touristen haben wir nichts“, sagt Tseringchond. „Nur gegen die, die unserer Kultur und unserem Land schaden.“ Wer schadet und wer nicht, wird äußerst schwammig definiert. Die Gruppe richtet sich zum Beispiel auch gegen ausländische Minenfirmen: „Die mon-



golischen Rohstoffe dürfen nur von Mongolen genutzt werden.“ Und Dayar Mongol hat etwas gegen Ausländer, die mit ihren Frauen anbandeln: „Wenn wir einen Ausländer mit einer Mongolin treffen, dann stellen wir die beiden zur Rede.“ Sie würden nur mit ihnen sprechen, sagt er, aber die Gruppe hat bereits mehrfach mit gewalttätigen Aktionen für Schlagzeilen gesorgt, zum Beispiel damit, mongolischen Frauen, die sie mit ausländischen Männern zusammen in Bars, Diskotheken oder auch nur auf der Straße antreffen, die Haare zu scheren.

Umgekehrt sei das jedoch kein Problem, meint Tseringchond. Wenn ein mongolischer Mann eine ausländische Frau heirate, bringe das eine Auffrischung für das Blut der Mongolen; die Nationalität eines Kindes werde nämlich über den Vater bestimmt.

Mitten in seine wirren Ausführungen platzt ein Regenguss. Wir beeilen uns, ein Restaurant oder Café zu finden, in dem wir weiterreden können. Wie es der Zufall will, haben wir ein chinesisches Restaurant erwischt, von außen nicht ersichtlich, denn viele hängen keine Schilder mit Schriftzeichen mehr auf, aus Angst vor dem Chinesenhass.

Tseringchond fühlt sich sichtlich unwohl, will nichts trinken. Er lässt den Chef rufen. Ein stämmiger Mann mit T-Shirt und Bürstenhaarschnitt erscheint. Tseringchond schaut ihn schräg von unten an und zischt ihm ein paar Sätze zu. Dass es nichts Freundliches ist, erkenne ich an dem Gesichtsausdruck des Besitzers und an den großen Augen meiner Kollegin. Sie übersetzt später um Sachlichkeit bemüht: „Wir machen hier ein Interview und wollen nicht gestört werden, sorg' dafür!“

Dann referiert er weiter über die Standpunkte der Neonazis und packt seine Verschwörungstheorien aus. Das Erschreckendste an der ganzen Geschichte ist aber nicht einmal, dass ein Extremist solche Ansichten vertritt, sondern dass man Einiges davon – wenn auch in sehr viel weniger krasser Form – zuweilen selbst von ganz normalen Leuten hört, zum Beispiel, dass sie Chinesen nicht leiden können, dass sie es nicht mögen, mongolische Frauen mit Ausländern zusammen zu sehen und dass Ausländer die mongolischen Rohstoffe klauen.

Leute wie Tseringchond gehen allerdings noch sehr viel weiter: selbst zu Hitler hat er eine sehr eigene Meinung, obwohl seine Gruppe sich auf die mongolischen Wurzeln und nicht auf die deutschen Nazis beziehe, wie er sagt. „Hitler hat Deutschland gerettet“, meint er. „Nach dem ersten Weltkrieg lag Deutschland doch am Boden. Unter seiner Regierung ist Deutschland ganz schnell wieder mächtig geworden, daher ist er doch ein großer Nationalheld.“

Zum Schluss fragt er mich gar, ob ich nicht einen Kontakt zu deutschen Neonazigruppen herstellen könnte. Sie würden sich gern über Ansichten und Strategien austauschen.

Nach dem Interview schütteln meine Kollegin und ich uns erst einmal kräftig und gehen dann zurück in das Restaurant, um uns bei dem Besitzer

für das rüde Verhalten unseres Interviewpartners zu entschuldigen. Dabei erfahren wir, dass er eigentlich auch ein Mongole ist – aus der Inneren Mongolei, die zu China gehört. Er sei als Nomade aufgewachsen, erzählt er, in einer Jurte im chinesischen Teil der Gobi. Er habe als Kind die Tiere seiner Familie gehütet. Chinesisch habe er erst mit 18 Jahren in der Armee gelernt.

Unser Interviewpartner hingegen, meint meine Kollegin, komme bestimmt aus einem der Jurtenviertel von Ulan Bator; das sei an der Art wie er rede und sich verhalte zu erkennen. Wer – folgte man der kruden Logik der Extremisten – ist dann also der „echtere“ Mongole?

## 6. Frei aber längst nicht unabhängig – Die Medien

Weitere zwei Wochen verbringe ich im Rahmen des Stipendiums beim Mongolian Press Institute, einer NGO, die sich der Aus- und Fortbildung mongolischer Journalisten und der Etablierung eines Qualitätsjournalismus widmet. Die Medien sind seit dem Wandel zur Demokratie zwar frei, aber noch lange nicht unabhängig. Die meisten TV-Sender, Radios und Zeitungen gehören großen mongolischen Unternehmen, und bei vielen liegt die Eigentümerschaft nicht offen, sie lässt sich nur aus Werbespots und inhaltlicher Ausrichtung von Nachrichtensendungen erahnen. „Während eines Wahlkampfes wird es richtig deutlich, wem sie gehören“, erzählt mir Munkhmandakh, die Leiterin des Press Instituts und auch eine Deutschlandabsolventin. Denn häufig haben die Eigentümer von Medienunternehmen auch politische Ambitionen. Oder es läuft anders herum, Politiker gründen Fernsehsender und Magazine, um sich eine eigene Plattform zu schaffen. Wirtschaft und Politik sind in der Mongolei sehr eng miteinander verquickt.

Das Press Institute bildet junge Nachwuchsjournalisten in einem Bachelor-Studiengang aus, bietet aber auch Fortbildungen und ein Aufbaustudium für Mongolen, die bereits für Medien arbeiten. Munkhmandakh und ihre Mitarbeiter kämpfen vor allem für einen unabhängigen Journalismus.

Sie bittet mich, einige Workshops zu halten, die dieses Thema berühren. Der erste soll sich der Wahlberichterstattung widmen, denn im Juni 2012 wählen die Mongolen ein neues Parlament.

Die Teilnehmer sind Jungredakteure von Radio- und Fernsehsendern. Ich soll ihnen zeigen, welche Art von Beiträgen es rund um Wahlen in Deutschland gibt.

Vor allem ein Videoschnipsel der Sendung mit der Maus kommt gut an; darin erklärt Armin Maiwald anhand von Parteien mit Maus, Elefant, Ente und Maulwurf, wie Wahlen eigentlich funktionieren. Eine Teilnehmerin ist besonders begeistert und bittet mich, ihr den Link zu dem Video zu schi-

cken. Sie arbeitet für ein Kinderprogramm und möchte ihrer Redaktion so etwas vorschlagen.

Die Teilnehmer sind mit meiner Präsentation ganz zufrieden; allerdings zweifle ich ein wenig am Sinn dieses Workshops. Denn mongolischen Medien ist es so gut wie nicht möglich, während eines Wahlkampfes unabhängig zu berichten. Der größte Teil der Sendungen besteht dann nämlich aus bezahlten Inhalten von Politikern oder Firmen mit politischen Interessen. Gerade Fernsehsender erwirtschaften während dieser Zeiten einen Großteil ihres Einkommens, das dann beinahe bis zur nächsten Wahlperiode reicht, und können sich den häufig nicht als solchen gekennzeichneten Auftragsinhalten kaum entziehen. „Während der Wahlen braucht man überhaupt nicht den Fernseher einzuschalten“, kommentiert meine Mitbewohnerin Otgonoo, auch eine Journalistin.

Einen weiteren Workshop gebe ich zu Umweltberichterstattung, mittlerweile ein recht großes Thema in den mongolischen Medien, denn das alles Dominierte, der Bergbau, bringt zahlreiche Umweltbedenken mit sich.

Mehrere Teilnehmer klagen, dass ihre Zeitungen oder Sender kein Geld haben, um ihre Journalisten zu Recherchen aufs Land zu schicken, dorthin, wo die Umweltprobleme sich ereignen, oder wo man über die vielfältige Flora und Fauna des Landes berichten könnte. Die meisten müssen ihre Beiträge trocken vom Schreibtisch aus produzieren. Da gehe Vieles unter, sagen sie. Wir diskutieren über Recherchemethoden und darüber, wie man durch interessante Aufbereitung Leser, Hörer und Zuschauer für Umweltthemen begeistern kann.

Leider findet unser vierstündiger Workshop an einem Freitagnachmittag statt, und so gehen mir nach einer Stunde nach und nach fast alle Teilnehmer verloren, ein typisch mongolisches Phänomen, habe ich mir von Bekannten sagen lassen, die an Universitäten in Ulan Bator unterrichten. Sogar bei kostenpflichtigen Kursen wie am Goethe-Institut tauche die Hälfte der Teilnehmer nur sporadisch auf.

Bei mir sind am Ende noch vier Leute für die praktischen Übungen übrig. Aber sie sind zumindest richtig bei der Sache und diskutieren angeregt mit, was mich ungemein freut, denn es gibt mir nach den Zweifeln zu den Wahlberichterstattungs-Workshops das Gefühl, etwas Sinnvolles getan zu haben.

## **7. Burdsadsch Bainoo? – Die Ninjas**

### **7.1 Zwischen Goldrausch und Alternativlosigkeit**

Während sich derzeit internationale Großinvestoren auf die Mongolei stürzen, versuchen die kleinen Leute auf ihre Art vom Rohstoffreichtum

ihres Landes zu profitieren. Sie graben auf eigene Faust nach Bodenschätzen, vor allem nach Gold, aber auch nach Kohle, Flussspat und versteinertem Holz. Im Volksmund heißen sie „Ninjas“, denn wenn sie die Wannen, die sie zum Goldwaschen benutzen, auf dem Rücken tragen, erinnern sie an die Cartoon-Figuren „Teenage Mutant Ninja Turtles“ – soviel zum Einfluss moderner Popkultur in der Mongolei.

Die wilde Goldsuche entstand, als nach dem Ende des Sozialismus zahlreiche ehemalige Staatsbetriebe bankrott gingen und die entlassenen Arbeiter sich eine Alternative suchen mussten.

Durch mehrere Zud (extreme Winter) hintereinander verloren tausende Nomaden ihre Herde und wurden so ebenfalls zu Goldsuchern. Mit steigenden Rohstoffpreisen lohnt es sich für die Menschen auch, nur geringe Mengen Gold zu finden.

Verlässliche Zahlen zu den Ninjas gibt es nicht, doch sollen es zwischen 30.000 und 100.000 sein, über das ganze Land verteilt. Viele Mongolen suchen nur in den Sommermonaten nach Gold und gehen den Rest des Jahres einer normalen Arbeit nach: unter ihnen sind Lehrer, Studenten, Bauarbeiter, Fahrer, Nomaden und viele aus dem Heer jener, die sich mit Gelegenheitsjobs durchschlagen.

## 7.2 Widerstreitende Ansichten

Die Arbeit der Ninjas ist gefährlich, immer wieder werden Menschen in bis zu zehn Meter tiefen, schmalen Schächten im sandigen Boden verschüttet. Beim Rest der Bevölkerung genießen die Ninjas einen sehr schlechten Ruf. In ihren Camps herrsche Gesetzlosigkeit, es komme regelmäßig zu Alkoholexzessen und gewalttätigen Streitereien.

Einer der vehementesten Gegner der wilden Goldsuche ist Olzod Boum-Yalagch, der Vorsitzende der mongolischen Grünen. Er spricht perfekt deutsch, denn auch er ist ein Deutschlandabsolvent. Mir scheint, fast jeder deutsche Journalist, der sich in der Mongolei mit Bergbau oder den Ninjas beschäftigt, oder auch nur jemanden mit einer kontroversen Meinung zur Politik der Regierung sucht, landet irgendwie bei ihm.

Boum-Yalagch leitet auch eine NGO namens „Nomad Green“. Die Gruppe betreibt Umweltmonitoring und Bürgerjournalismus. Auf ihrer Webseite sind zahlreiche Kommentare und Augenzeugenberichte zu Problemen mit den Ninjas zu finden. Boum-Yalagch und seine Mitstreiter unternehmen häufig Touren aufs Land, veranstalten Workshops, um ein besseres Umweltbewusstsein bei der Bevölkerung zu schaffen, und schreiben in einem Blog über ökologische Probleme, die sie dort vorgefunden

haben. Boum-Yalagch vertritt eine sehr radikale Meinung in Bezug auf die Ninjas. Er findet, man müsse die private Goldsuche komplett verbieten, notfalls mit Polizeigewalt.

Entwicklungsorganisationen sehen das anders. Sie meinen, der Kleinbergbau habe ein großes Potential, Arbeitsplätze für die untersten Schichten der Bevölkerung und vor allem für die Menschen auf dem Land zu schaffen. Seit ein paar Jahren laufen einige Projekte, die darauf abzielen, Kleinbergbau nachhaltig zu gestalten, zum Beispiel den Einsatz von Quecksilber zu eliminieren.

Vorreiter dieser Initiativen ist die Schweizer Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA). Sie ist etwa vergleichbar mit der deutschen Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit (GIZ). Die DEZA hat die mongolische Regierung dabei unterstützt, einen gesetzlichen Rahmen für den Kleinbergbau zu schaffen, und den Ninjas geholfen, sich zu organisierten Kleingruppen zusammenzuschließen.

Der Schweizer Matthias Meier ist der stellvertretende Landesdirektor der DEZA in der Mongolei und auch zuständig für das Projekt zur Formalisierung des Kleinbergbaus.

Seine Ansichten und die von Boum-Yalagch im Folgenden als Interviewprotokolle:

*Olzod Boum-Yalagch, Co-Vorsitzender der mongolischen Grünen und Leiter der NGO Nomad Green*

Wir Grünen sind grundsätzlich gegen die Legalisierung der Ninjas, denn sie sind unkontrollierbar. Wenn du versuchst, etwas Unkontrollierbares zu kontrollieren, das funktioniert nicht. Deshalb heißt es ja „unkontrollierbar“.

Daher ist die einzige Möglichkeit das Gesetz durchzuziehen und sie zu verbieten.

Das Grundgesetz sagt, die mongolischen Bürger haben das Recht, in einer gesunden Umwelt zu leben und zu arbeiten, und das ist bei den Ninjas nicht möglich; das heißt, es ist gegen das Grundgesetz der Mongolei. Dort, wo Gold abgebaut wird, lebten Nomaden, ihr Grasland ist kaputt gemacht. Als Nomade hast du auch das Recht, in einer gesunden Umwelt zu leben.

Was ist denn, wenn Uran abgebaut wird: sollen die Mongolen das auch als Ninjas machen? Die Leute werden genauso dem Uran hinterherlaufen.

In sozialistischer Zeit gab es so etwas nicht, dass Menschen einfach mit Schaufeln in die Natur gehen und irgendwas abbauen. Damals gab es ein Gesetz, es war verboten, und das wurde auch durchgesetzt.

Es ist so naiv, so etwas zu unterstützen und irgendwie eine Lösung dafür finden zu wollen.

Man sollte es nicht erlauben, es sollte gestoppt werden. Leider kommen solche Länder wie die Schweiz und machen hier Projekte, wie nennen sie es:

„Kleinbergbaubetriebe“. Das machen sie in einem fremden Land. Wenn das in der Schweiz wäre, dann gäbe es eine Bürgerbefragung und dann würden sie sicher entscheiden, nein, so etwas machen wir in unseren Alpen nicht, aber in einem fremden Land unterstützen sie solche Aktivitäten, ich verstehe das nicht.

Ich habe mit einem Diplomaten gesprochen, und er hat gesagt, wir haben solche Projekte auch in Südamerika, das hat wunderbar funktioniert. Aber ich habe nicht nach Südamerika gefragt, sondern nach der Schweiz, eurer Heimat. Man soll so etwas nicht unterstützen. Sie sagen zum Beispiel, die Ninjas sollen eine Versicherung bekommen. Aber es ist trotzdem ungesetzlich, es ist wie einem Einbrecher eine Sozialversicherung zu geben.

Wir kennen die Ninjas: das sind Kriminelle, Säufer, Prostituierte, Gewalttäter. Sie bauen ihre eigene Unterwelt. Und dann heißt es: wir können sie nicht stoppen, wir müssen etwas anderes machen. Nein, verbieten, stoppen! Es gibt doch Geheimdienst, Polizei, Armee, Spezialeinheiten; wozu sind die da? Man gibt so viele Steuergelder aus, um diese Jungs zu ernähren. Wenn wir Umweltschützer zum Beispiel eine Demo machen gegen Luftverschmutzung: Sofort schicken sie dann 100 kräftige Jungs, um uns zu verprügeln; das machen sie. Aber wenn da ein Haufen Leute kommt, um Geld zu verdienen und die Natur kaputt zu machen, da sollen sie hingehen, das ist doch für die eine Arbeit, ein Training, die sollen das managen.

Das Hauptproblem ist: die Ninjas machen keine Wiederbelebungsarbeit, erstens. Zweitens: es ist lebensgefährlich. Wir haben sehr gefährliche Sachen gesehen in den Bergen, wo Leute gestorben sind und man sie mit Steinen einfach begraben hat, weil man sie nicht herausholen konnte. Jedes Jahr passieren Hunderte von Unfällen, und die werden nicht registriert.

Wir haben auch mit Ninjas gesprochen, die gesagt haben, wenn es andere Arbeit gibt oder soziale Projekte, wo man soziale Sicherheit bekommt, wie Arbeitslosengeld und so weiter, dann würden sie nicht unbedingt ihr eigenes Leben aufs Spiel setzen. Die Leute, die als Ninjas arbeiten, verstehen schon, dass es eine lebensgefährliche Aufgabe ist.

Jetzt haben wir ein Drittel der Bevölkerung in Armut, in Ulan Bator lebt fast die Hälfte der Einwohner mit unter ein oder zwei US Dollar pro Tag. Man muss etwas machen, damit die Menschen Arbeit bekommen, nicht einfach aufs Land schicken; das ist natürlich einfacher für die Regierung, dass sie sich selbst versorgen. Aber die Regierung soll sich einsetzen, dass es auch andere Jobmöglichkeiten gibt.

*Matthias Meier, stellvertretender Landesdirektor der Schweizer Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) in der Mongolei:*

Der Kleinbergbau ist aufgekommen infolge der Transitionskrise (d. h. der Wirtschaftskrise nach dem demokratischen Umbruch). Anfang des Jahrtau-

sends gab es außerdem mehrere kalte Winter; in diesem Zusammenhang sind einige Tausend Menschen in diesen Sektor gedrängt worden.

Die Regierung war zunächst gegen eine Legalisierung. Es wurde versucht, die Goldsuche mit Polizeigewalt zu unterbinden. Dabei gab es üble Zusammenstöße. Dadurch, dass die Goldgräber in die Illegalität gedrängt wurden, haben sich die Probleme im sozialen und im Umwelt- und Sicherheitsbereich noch verschärft. So etwas funktioniert nirgendwo, in keinem Land. Man kann das Ganze kriminalisieren, dann bestehen die schlimmen Bedingungen weiterhin, der Einsatz von Quecksilber und so weiter. Und dann passieren auch mehr Unfälle; die Goldgräber haben wenig in Sicherheit investiert, denn sie haben nie gewusst, ob sie nur für eine kurze Zeit an einem Ort sind oder für länger. Da ist die Legalisierung die bessere Option. Viele Ninjas wollen selbst gern ihr Image als Illegale loswerden. Sie sagen: „Wir wollen uns weiterbilden, gebt uns die Möglichkeit, diese Arbeit legal zu machen.“

Wir haben dann die Regierung dabei unterstützt, den gesetzlichen Rahmen zu schaffen und auch stark mit den Goldgräbergemeinschaften zusammengearbeitet, damit sie sich organisieren und eigene Regeln aufstellen und durchsetzen können. In Zusammenarbeit mit den lokalen Behörden, dem Bergbauministerium und den Goldgräbern selbst haben wir drei Pilotprojekte durchgeführt.

Die Lokalregierungen haben erkannt, dass sie durch eine Legalisierung der Ninjas partizipieren können. Normalerweise hat die Zentralregierung die Hoheit über den Bergbau. Sie hat immer Angst, Rechte an die Provinzen abzugeben. Der Reichtum liegt vor Ort, aber die Profite (aus den großen Minen) gehen in die Hauptstadt.

100 % von dem, was im Kleinbergbau gefördert wird, geht in die lokale Entwicklung. Es kommt dann auch zu Multiplikatoreffekten; ringsherum entsteht eine ganze Infrastruktur.

Ich habe nie ein Projekt in der Entwicklungszusammenarbeit gesehen, das eine solche Breitenwirkung besitzt. Die Behörden haben erkannt, dass ihre lokale Bevölkerung dadurch profitieren kann. Das hat sicher zum Sinneswandel beigetragen.

Allerdings ist es natürlich ein Wunschtraum zu denken, dass die illegalen Ninjas dadurch ganz verschwinden werden. Dem Goldrauschphänomen ist schwer beizukommen. Es läuft Mund-zu-Mund: Wenn einer sagt, dort gibt es Gold, dann rennen da alle hin. Zum Teil kommen über Nacht 10.000 Leute zusammen. Wir machen uns da keine Illusionen, mit der Formalisierung wird dieses illegale Schürfen nicht komplett verschwinden. Aber daneben entsteht ein geordneter Sektor, in dem die Menschen legal Arbeit finden.

Die DEZA unterstützt nur Community Mining. Die Leute bleiben an einem Ort und sind legal abgesichert. Dabei haben sie selbst ein Interes-

se daran, Fremde herauszuhalten, weil sie etwas für ihre eigenen Leute tun wollen. Am leichtesten geht das beim Hardrock Mining (Abbau im Fels, im Gegensatz zu Vorkommen in lockerem Sediment). Dort haben die Kleinbergleute ein Interesse, dass sie das Abbaugelände langfristig nutzen können. Denn sie müssen dafür einiges an Ausrüstung anschaffen. Da ist auch kein Goldtausch möglich.

Dadurch dass sich das Ganze bisher im illegalen Rahmen abgespielt hat, wurde das Golderz in Hinterhöfen unter sehr schlechten Bedingungen verarbeitet, mit Einsatz von vielen Chemikalien.

Dieser Zustand war weder für die Goldgräber, noch für die Gesellschaft als Ganzes förderlich.

In Zusammenhang mit den Pilotprojekten haben wir die erste quecksilberfreie Verarbeitungsstätte für Golderz in der Mongolei errichtet; das Beispiel hat jetzt Schule gemacht.

### 7.3 Mit eigenen Augen

Nach einiger Vorrecherche möchte ich mir nun selbst ein Bild von den Ninjas machen. Vor der Reise zu den Goldfeldern treffe ich noch Munkherdene, einen jungen mongolischen Ethnologen, der zu den Ninjas geforscht hat. Mehrere Monate hat er für seine Abschlussarbeit mit ihnen zusammengearbeitet – für ihn nichts Neues, denn er hatte sich bereits sein Studium als Ninja verdient, und musste sich dafür einigen Spott von seinen Kommilitonen anhören.

Auf Fremde reagierten die Ninjas mancherorts feindselig – so warnt er mich; ähnliches habe ich bereits von anderen Kontakten gehört. Am wichtigsten sei es, ein wenig Zeit mit ihnen zu verbringen, damit sie ihre Skepsis verlieren. Denn sie mögen es nicht, wenn Journalisten plötzlich auftauchen, sie mit ihren Kameras abschießen, viele Fragen stellen und dann gleich wieder verschwinden – verständlich.

Außerdem sei es hilfreich, mit einem Übersetzer zu den Ninjas zu fahren, der aus der gleichen Gegend oder zumindest vom Land komme. So jemand finde leichter einen Zugang zu den Leuten als ein Stadtbewohner aus Ulan Bator. Nach einigem Suchen habe ich schließlich eine Englischlehrerin aus Bayankhongor, dem Ziel meiner Tour, gefunden.

Khishgee, so heißt sie, und ich machen uns also auf den Weg, eine Busfahrt von 14 Stunden gen Westen. Im Gepäck neben Kamera und Aufnahmegerät: Zelt, Isomatte, Schlafsack, Müsli, Schokoriegel, Kekse, Brot, Marmelade, Taschenlampe, Wörterbuch, ein Plastikbecher und ein Löffel – vor Ort müsse man sich selbst versorgen, hieß es.



Khishgee hat ihre Sommerferien bei ihren Eltern verbracht, die mittlerweile am Rand von Ulan Bator leben. Sie kommt aber aus dem Aimag-Zentrum von Bayankhongor und unterrichtet Englisch in einer Mittelschule. Ein Teil ihrer Familie lebt am Rand des rund 25.000 Einwohner-Städtchens in einem Jurtenviertel. Sie hatte sich dort angesiedelt als Khishgee ein Kind war. Jedem mongolischen Bürger stehen 700 m<sup>2</sup> Land zu. Man stellt einfach seine Jurte auf ein freies Stück Land und lässt es registrieren. Auf dem mit einem Bretterzaun begrenzten Grundstück von Khishgees Familie stehen zwei kleine Häuser und eine Jurte. In dieser wohnt Khishgees Bruder mit seiner Frau Olzii und dem gerade geborenen Baby. Luya holt uns von der Busstation ab, und wir übernachten mit in seiner Jurte; auf dem Boden bereiten wir unser Nachtlager mit Decken und Kissen. Im Bus haben wir noch einen jungen Russen aufgelesen, den Khishgee und Luya auch zu sich nach Hause einladen. Er ist ganz allein unterwegs und will durch die Westmongolei bis an die russische Grenze trampeln. Von dort sei es nicht mehr weit bis zu seiner Heimatstadt Novosibirsk, sagt er. Individualreisende trifft man in der Mongolei wegen der schlechten Infrastruktur ziemlich selten. Die meisten schließen sich zu kleinen Gruppen zusammen und mieten in einem der Hostels in Ulan Bator ein Auto samt Reiseführer, um im Land ein wenig herumzukommen. Am nächsten Tag bringen wir unseren Gast zu einem Truckstop, wo die LKW, die weiter gen Westen fahren, Rast machen. Für 30.000 Tögrög, rund 17 Euro bekommt er eine Mitfahrgelegenheit nach Ölgii, drei Aimags und rund 1.000 km westlich.

Nach dem Mittagessen machen Khishgee und ich uns auf die Suche nach einem Auto, das uns zu den Ninjas bringen kann, und nach einigem Herumfragen finden wir schließlich eines.

Es dämmt bereits als wir ankommen; der Himmel hat sich blau und rosa gefärbt. Als wir über die Kuppe eines Hügels fahren, kommt plötzlich das Ninja-Camp in Sicht. Es besteht aus etwa 15 bis 20 Jurten in einer Senke im Grasland. Hier hat vor Jahren schon einmal eine kommerzielle Bergbaufirma nach Gold gegraben. Die Ninjas wühlen das Erdreich, das die Firma hinterlassen hat, noch einmal durch. Der Hügel gegenüber dem Camp sieht aus, als hätten dort riesige Maulwürfe gebuddelt. Überall sind kleine Erdhügel aufgeworfen. Dazwischen Löcher verschiedener Größen, mal einen, mal fünf oder gar zehn Meter tief.

Vor den Jurten sind Motorräder geparkt. Einige Hunde streunen herum, Kinder spielen auf einem rostigen Bettgestell. In der Mitte eines staubigen Platzes ist ein Basketballkorb aufgebaut. Eine rundliche Frau Mitte dreißig mit einem löchrigen grauen T-Shirt und staubiger, dunkler Hose kommt uns entgegen. Wir erzählen, dass wir ein paar Tage bleiben wollen, um mehr über die Ninjas zu erfahren und fragen, wo wir unser Zelt aufschlagen können.

Sie reagiert verhalten, weist auf einen Platz, wo vorher auch eine Jurte gestanden haben muss. Der Boden ist plattgeklopft und eine kreisförmige Rille beschreibt den Umriss der traditionellen Nomadenwohnung. Überall liegen Glasscherben herum, an manchen ist noch das Etikett eines Wodkaherstellers zu erkennen. Die Frau und ein Mann helfen uns, das Zelt aufzubauen. Khishgee macht Smalltalk und langsam tauen die beiden ein wenig auf.

#### **7.4 Die freundliche Witwe mit der traurigen Geschichte**

Unser Campingplatz grenzt gleich an eine Jurte. Maam, eine freundliche, runde Frau Ende vierzig, lebt dort mit ihrem 13-jährigen Sohn Dalai. Er hilft den Sommer über aus, bis die Schule wieder beginnt. Maam lädt uns in ihre Jurte ein, bietet uns Tee an. Aber auch sie wirkt zunächst ein wenig verhalten, betrachtet uns, sagt aber nicht viel. Ich schnappe mir die Gitarre, die an einem alten roten Sofa lehnt und schrabble ein Stück von Tracy Chapman. Maam lacht und erwidert meine recht rostige Darbietung mit einem traurigen mongolischen Soldatenlied. Das Eis ist gebrochen.

Am nächsten Tag nimmt sie uns mit zur Arbeit. Mit Schaufel, Eimer, einer grünen Wanne und einem großen Plastiksack laufen wir den gegenüber liegenden Hügel mit den vielen Löchern hinauf.

Man muss aufpassen, wohin man tritt, teils ist der Abstand zwischen den Löchern keinen halben Meter breit. Die meisten sind nicht mehr als zwei, drei Meter tief, aber einige gehen so weit hinunter, dass man den Boden kaum erkennen kann.

Maam ist guter Dinge, schwatzt unablässig mit Khishgee über die Arbeit der Ninjas und lässt sich von ihr über Neuigkeiten aus dem Aimagzentrum unterrichten. Auf der anderen Seite des Hügels liegt eine Senke, in der etwa 50 bis 60 Leute bei der Arbeit sind. Sie ist genauso mit Löchern und Maulwurfhügeln bedeckt, wie das Feld vor unserem Jurtencamp. Die Leute nennen die Stelle „See“, weil die Bergbaufirma dort einen künstlichen See für ihre Goldwaschanlage angelegt hatte. Viel davon ist nicht mehr übrig, nur ein kleines Wasserloch mit einer schlammigen Brühe. Maam und Dalai machen sich an die Arbeit. Abwechselnd kratzen sie mit einer gebogenen Eisenstange goldbraunen Sand aus einer Kuhle und schaufeln ihn in den Eimer. Sie tragen ihn zur Wasserstelle und schütten den Inhalt dort auf einen Haufen.

Als er groß genug ist, breitet Maam in dem Wasserloch eine Gummimatte aus, etwa so groß wie eine Fußmatte im Auto. Ihre Oberfläche besteht aus vielen kleinen Waben. Maam schaufelt den Sand auf die Matte und Dalai bewegt sie im ockerfarbenen Wasser hin und her. Das feine Sediment, welches das Gold enthält, bleibt in den Waben hängen. Nachdem sie den Erdhaufen

abgeschaufelt hat, klopft Maam die Matte in ihrer Wanne aus und schöpft ein wenig Wasser hinein. Vorsichtig lässt sie die Wanne kreisen, lässt das Sediment hinausfließen und schöpft wieder Wasser.

Sie wiederholt dies so lange bis in der Wanne nur noch feiner schwarzer Staub zurückbleibt. Darin setzen sich glitzernd ein paar Goldpartikel ab. Sie hält die Wanne senkrecht und klopft mit der Faust behutsam auf ihren Rand. Der schwarze Staub hüpfert zur Seite und das Gold bleibt am Boden der Wanne kleben. Es sind nur ein paar winzige Körner. Maam nimmt ein zusammengefaltetes Stück Papier aus der Tasche, öffnet es vorsichtig und gibt die Goldkrumen hinein. Dann kratzen und schaufeln die beiden weiter. Diese Prozedur wiederholen sie unzählige Male am Tag, während die Sonne unerbittlich vom Himmel brennt. Kein Baum, kein Schatten weit und breit.

Dass Kinder wie Dalai hier eigentlich nicht mitarbeiten sollten, weiß auch Maam, aber sie hat niemanden sonst, der ihr helfen könnte. Im Winter arbeitet ihr ältester Sohn mit hier. Momentan ist er jedoch mit einer Gruppe von umherwandernden Ninjas in der Nachbarprovinz unterwegs. Dort kann er mehr finden.

Viele Ninjas treibt schiere Not hierher. Maams Familie lebte nomadisch, bis sie während des Zud 2002 ihre gesamte Herde verlor. Zud sind extrem harte Winter, in denen landesweit Millionen Tiere verenden, weil sie nicht mehr genug Gras finden. So begann Maam mit dem Gold suchen.

„Diese Arbeit ist sehr hart“, sagt sie. „Wenn ich könnte, würde ich etwas anderes machen.“

Doch auf dem Land gibt es kaum Jobs – und wenn, dann meist nur schlecht bezahlte. Mit ein bisschen Glück und viel Schufferei kann ein Ninja sogar mehr verdienen als ein Lehrer. Deren Gehalt liegt auf dem Land bei 300.000 bis 450.000 Tögrög, rund 170 bis 260 Euro monatlich. (Allerdings hat die Regierung versprochen, die Gehälter von öffentlichen Bediensteten ab 2012 schrittweise zu verdoppeln.) In den mehrmonatigen Ferien müssen auch sie sich einen anderen Job suchen. Deshalb hat Khishgee beispielsweise bei mir angeheuert.

Gerade ist Maams älteste Tochter zu Besuch, sie hat kürzlich entbunden. Das Baby ist winzig und sie lässt es nicht aus den Augen. Ihr erstes Kind hatte sie vor einem Jahr bekommen, doch es starb nach wenigen Monaten. Die Familie hat einige Schicksalsschläge hinter sich. Zuerst der Zud, vor ein paar Jahren dann starb Maams Mann – über die genauen Umstände spricht sie nicht, und ich möchte nicht nachbohren, da sie das offensichtlich belastet. Und ein weiteres Unglück treibt ihr immer noch Tränen in die Augen. Vor zwei Jahren verunglückte ihr Sohn in einer der Sandgruben. Sie stürzte über ihm zusammen, er hatte keine Chance. Er war gerade einmal 19 Jahre alt. Sein Foto steht auf einer Vitrine in Maams Jurte mit einem gelben Kha-

tag (einem Segensschal) darum gelegt. Davor steht eine kleine Butterlampe, die Maam jeden Abend anzündet.

## 7.5 Auf sicherem Boden

Seit sich die Ninjas an diesem Ort haben registrieren lassen, finden immerhin regelmäßig Sicherheitstrainings statt, außerdem Workshops zum Beispiel zu Gesundheit und Hygiene oder Umweltschutz.

Für ihre Registrierung müssen die Ninjas Steuern zahlen, und sie müssen bestimmte Regeln einhalten. Sie dürfen kein Quecksilber oder andere schädliche Chemikalien benutzen, müssen eine Toilette ausheben, dürfen den Platz nicht als Müllhalde zurücklassen, und sie müssen die Löcher, die sie nicht mehr benutzen, wieder zuschütten, damit niemand hineinfallen kann.

„Na ja, es ist schon gut, dass alles jetzt so gut organisiert und ordentlich geworden ist. Vorher haben die Ninjas die Löcher gegraben wie sie wollten“, erzählt Maam. „Jetzt schütten sie zumindest nach ihrer Arbeit die Löcher wieder zu und versuchen auch die Natur wieder zurückzugewinnen“, sagt sie. „Und wir säubern jetzt jede Woche die Umgebung hier, jeden Samstag.“

Außerdem ist der Verkauf von Alkohol in Ninja-Camps verboten. Allerdings, so ganz scheint das noch nicht zu funktionieren: Während unseres Aufenthalts sehen wir immer wieder Betrunkene durch das Camp stolpern; Maam sagt allerdings, die meisten seien keine Ninjas, sondern Leute aus der Umgebung.

Eines Abends kommen zwei Männer an unser Zelt, als wir uns gerade ein bisschen ausruhen wollen. Sie rufen und rufen am Reißverschluss des Eingangs. Sie wollen sich mit uns unterhalten, sind neugierig, wollen wissen, wer ich bin, und was ich hier mache. Wir haben das Fliegengitter geschlossen und anscheinend sind wir ihnen zu langsam beim Öffnen. Der eine zerrt so ungestüm an dem Reißverschluss, dass das Gewebe reißt.

Nachdem wir die Männer – sie kommen aus dem Sumzentrum – mithilfe einiger Ninja-Nachbarn verscheucht haben, brausen sie noch eine Weile mit ihren Motorrädern durch das Camp. Ich befürchte, dass sie am Ende noch gegen unser Zelt brettern. Für den Rest des Abends verziehen wir uns nach nebenan in Maams Jurte und sie schließt die Tür von innen ab.

## 7.6 Buddeln gegen ein Leben auf Pump – Die Großfamilie

Während Maam am nächsten Tag wieder bei der Arbeit ist, versuchen wir mit einigen anderen Ninjas ins Gespräch zu kommen. Ein paar Meter weiter

arbeitet eine ganze Familie. Vater, Mutter, Tochter und Sohn. „Burdsaadsh Bainoo?“ grüße ich. Diesen Satz hatte mir der Ethnologe Munkherdene beigebracht; es ist auch der Titel seines Buchs. Wörtlich bedeutet er etwa: „Bist du richtig ins Schwitzen gekommen?“, will heißen: „Hast du ordentlich viel Gold gefunden?“, und ist so etwas wie der offizielle Gruß der Ninjas untereinander. Aus dem Mund einer Ausländerin muss der Satz sehr lustig klingen. Er zaubert jedenfalls ein breites Grinsen auf das Gesicht des Mannes, den ich damit begrüßt habe. Er heißt Baatsaagan Erdenee. Seine achtköpfige Familie lebte ebenfalls als Nomaden und verlor genau wie Maam im Zud 2002 ihre Tiere. „Es war eine schwere Zeit“, sagt der ansonsten sehr lebenslustige, 51-jährige Erdenee. „Manchmal gab es wirklich nicht genug zu essen.“

Die Familie schlug sich mit Gelegenheitsjobs durch. Dann hörten sie von den Goldsuchern und wie schnell man damit Geld verdienen kann. Der Winter 2009 war wieder ein Zud und die Familie verlor auch noch die paar Tiere, die übrig geblieben waren.

Erdenee und seine Frau Oyuntsetseg arbeiten wie viele andere hier mit einem motorbetriebenen Schütteltisch, einer wackelige Konstruktion aus Blech und Holzstreben. Abwechselnd schaufeln sie die Erde, die sie zuvor aus ihrer Fundstelle gekratzt und vor dem Schütteltisch aufgehäuft haben in einen großen Trichter. Darunter hängt ein flacher länglicher Kasten, der mit Blechplättchen in mehrere Segmente unterteilt ist. Der Kasten wird per Motor hin und her geschüttelt, ein Gebläse sorgt dafür, dass der Sand weggepusht wird und nur das schwerere, goldhaltige Sediment hängenbleibt.

Manche der Ninjas tragen einen Mundschutz gegen den Staub. Am Ende wird der Inhalt des Kastens ebenfalls in eine Wanne geklopft und in dem Wasserloch gewaschen.

Erdenee hatte im letzten Jahr auch einen Unfall und wurde in einem der mehrere Meter tiefen Löcher verschüttet. Doch er hatte Glück und konnte rechtzeitig gerettet werden, musste aber ins Krankenhaus. Seitdem tut seine Schulter weh, und er hat Probleme mit dem Herzen. In die tiefen Löcher kann er nicht mehr hinuntersteigen. „Wenn man tiefer gräbt, findet man mehr“, sagt er und grinst. Er scheint ein recht unbeschwerter Mensch zu sein, lacht viel und wirkt trotz der harten Arbeit sehr ruhig und gelassen.

Die Familie arbeitet nur im Sommer in den Goldfeldern. Im Winter lebt sie im Zentrum des Nachbarsums und schlägt sich mit Gelegenheitsarbeiten durch: Tiere schlachten, Kaschmirziegen kämmen, und dann gibt es noch die Zahlungen der Regierung. Jeder Mongole, egal ob arm oder reich, Säugling oder Greis, erhält vom Staat 21.000 Tögrög im Monat, rund 12 Euro. Damit, und mit den sporadischen Jobs hangelt sich die Familie von Monat zu Monat. Wenn es nicht reicht, leiht sie irgendwo Geld, zahlt es mit den staatlichen Zahlungen im nächsten Monat zurück und nimmt dann den nächsten Kredit auf.

„Hier können wir zumindest den Sommer über gut verdienen“, sagt Erdenee. „Mindestens 20.000 Tögrög, wenn es gut läuft, sogar 50.000 Tögrög am Tag.“

Erdenee wäre gern wieder Nomade. Aber bei dem Preisanstieg in den letzten Jahren wird das Geld wohl nie reichen, um wieder eine Herde aufzubauen, selbst wenn die Familie es schaffte, ein wenig zurückzulegen. Aktuell liegt die Inflation in der Mongolei bei rund 18 Prozent. „Ich habe gehört, dass es Hilfsorganisationen gibt, die den Leuten helfen, wieder eine Herde zu gründen“, sagt Erdenee. „So etwas wäre unsere einzige Möglichkeit.“

Und die Kinder? Gibt es für sie eine andere Zukunft? „Was ich machen will?“, entgegnet Davaapurev, der älteste Sohn, etwas ungläubig auf meine Frage. „Keine Ahnung, ich war Hirte, was anderes hab‘ ich nicht gelernt. Ich bin auch nicht zur Schule gegangen, weil ich immer die Tiere gehütet habe. Das bereue ich jetzt.“

### **7.7 „Jeden Tag ziehen wir unsere Tiere aus den Löchern“ – Die Nomaden**

Immer wieder kommt es zu Konflikten zwischen Ninjas und Nomaden in ihrer Umgebung. Wenn sie ihre Löcher nicht wieder zuschütten, fallen leicht Tiere hinein. Die registrierten Ninjas haben sich zwar verpflichtet, ihre Löcher wieder zu schließen, aber das scheint noch nicht immer zu funktionieren, wie der von Löchern übersäte Hang gegenüber dem Ninja-Camp zeigt. Und gerade im Sommer kommen viele Leute, die einfach ohne Lizenz nach Gold suchen und auch jenseits dieser Hauptfelder Löcher graben.

Wir besuchen eine Nomadenfamilie, die nur ein paar Kilometer entfernt lebt. Nur der älteste Sohn, Ganbold, ist zu Hause. Er bittet uns zum Tee hinein. Die Goldsucher in seiner Umgebung machen ihm einiges Kopfzerbrechen, erzählt er; nicht nur die Ninjas, sondern auch die Minenfirmen, die hier graben. „Es gibt hier überall Löcher“, sagt er und zeigt nach Osten und Westen. „Da vorn arbeitet ein Betrieb und da hinten die Ninjas. Wir sind umgeben von Löchern. Unsere Tiere fallen da hinein, sogar sehr oft, vor allem die kleinen Ziegen. Man muss immer in die Löcher gucken, ob sie nicht hineingefallen sind.“

Fast jeden Tag muss er einige seiner Tiere aus den Löchern holen. „Entweder steige ich selbst hinein, binde das Tier an ein Seil, und dann zieht es jemand nach oben. Oder wir benutzen ein Zugpferd.“

Bei den Ziegen und Schafen sei das nicht so schlimm, meint er. Aber die großen Tiere, Kamele, Pferde oder Rinder, brechen sich leicht ein Bein. Und man kann sie kaum wieder aus einem Loch befreien. „Nur wenn viele Leute mitgraben und das Loch vergrößern, können wir sie herausziehen. Wenn wir es nicht schaffen, sterben sie dort drin.“

Ganbold hat sich mit der Situation abgefunden. „So ist es einfach“, sagt er. „Wir leben auch nur im Sommer hier. Im Winter ziehen wir weiter nach Süden. Und die Tiere gewöhnen sich mit der Zeit an die Löcher. Sie hüpfen dann darüber oder gehen zwischen ihnen hindurch.“

## 7.8 Am Staat vorbei – Der Goldhändler

Die Ninjas verkaufen ihr Gold gleich vor Ort. Die Jurte von Goldhändler Maam (er heißt genauso wie unsere freundliche Nachbarin) ist gleich alles auf einmal: Wechselstube, Tante-Emma-Laden, Kantine, Handyladestation, Versammlungsort und Kino.

Alle halbe Stunde kommt jemand herein, um sein Gold einzutauschen. Dann kramt Maam in der Schublade seines flachen Tisches, der als Kasse dient, eine kleine Briefwaage und ein paar Minigewichte heraus. Mit geübter Hand schüttet er den Inhalt von Plastikdosen oder gefalteten Papierheftchen auf ein Blatt Papier mit einer Falz in der Mitte, klopft ein paar Mal dagegen und lässt den Goldstaub vorsichtig auf die Waage gleiten.

Pro Gramm zahlt Maam etwa 30 Euro; der Goldpreis auf dem Weltmarkt liegt zur gleichen Zeit jedoch bei circa 1.250 Euro pro Unze, also etwa 40 Euro pro Gramm.

Diejenigen, die am meisten von der Goldsuche profitieren, sind nicht die Ninjas selbst, sondern die Zwischenhändler; Maam sammelt einige Tage lang das Gold, das die Leute bei ihm eintauschen. Er hat dafür einen weißen Plastikbehälter in seiner Schublade, wie sie auch für Medikamente verwendet werden. Dann fährt er ins Aimagzentrum, um es dort an einen weiteren Zwischenhändler weiterzuverkaufen. Seine Marge liegt bei 5.000 Tögrög pro Gramm, erklärt Maam freimütig, also knapp drei Euro.

Bei seinen Fahrten kauft Maam gleich noch Waren für seinen Laden ein und vermietet die restlichen Sitzplätze in seinem Auto an Ninjas, die ins Aimagzentrum fahren wollen, für ebenfalls 5.000 Tögrög pro Person, einfache Strecke; sechs erwachsene Passagiere und ein paar Kinder passen übereinander gestapelt problemlos in seinen uralten klapprigen Lada.

Er zeigt uns seine Sammeldose und wiegt den Inhalt auf seiner Briefwaage ab: 19,7 Gramm zeigt das Display, die Ausbeute von zwei Tagen. Am nächsten Tag will er ins Aimagzentrum fahren, um es weiterzuverkaufen. Wir reservieren schon einmal zwei Plätze.

Wer sein Ankäufer ist, will Maam nicht erzählen und mitnehmen, um mit ihm zu reden, will er mich schon gar nicht. Er meint, wenn jemand von seinem Kontakt wisse, könne er an ihm vorbei sein Gold dort verkaufen. Außerdem würde der Händler nicht mit Journalisten reden wollen.

Vor meiner Tour zu den Ninjas hatte ich gehört, dass die lokalen Zwischenhändler sehr häufig mit den Behörden verhandelt seien. An vielen Orten seien sogar die Sumgouverneure bei diesen Geschäften beteiligt.

Von Bayankhongor gelange das Gold an einen dritten Händler in Ulan Bator, und dieser bringe es dann nach China, erzählt Maam weiter. Eigentlich hält die staatliche Mongolbank das Monopol auf den Goldhandel. Alles Gold, welches die Mongolei verlässt, muss eigentlich in ihren Computern verbucht und dabei auch versteuert werden. Der Handel mit dem Ninja-Gold läuft also bisher steuerfrei am Staat vorbei.

Die Ninjas, die ihre Ausbeute bei Maam eintauschen, bringen meist weniger als ein halbes Gramm auf die Waage. Sie kommen jeden Tag nach getaner Arbeit, manchmal auch zweimal – einmal am Mittag, einmal am Abend. Viele setzen das verdiente Geld oft gleich wieder in Waren aus Maams Laden um. Wenn sie an einem Tag nicht genug gefunden haben, müssen sie anschreiben lassen. Maam führt eine lange Liste mit Schuldnern. Oft handelt es sich um Beträge von nur ein, zwei Euro. „Manche bezahlen ihre Schulden wochenlang nicht zurück“, sagt Maam und wedelt mit seiner Liste.

Die Regale sind gut gefüllt mit allem, was die Ninjas so brauchen: Instant-Suppen, Batterien, Stirnlampen, Nudeln, Zigaretten, Cola, Limo und jede Menge Süßigkeiten. Sogar Dauerwurst und Aaruul (Stücke aus getrocknetem Joghurt) verkauft Maam hier.

Nur Alkohol fehlt. Maam hält sich an das Verkaufsverbot, so sagt er zumindest. Doch die Nomaden aus der Umgebung verkauften seit Kurzem hier selbst gebrannten Schnaps, erzählt er, und seitdem nähmen die Probleme wieder zu.

Mit seinem Laden verdiene er mehr als mit dem Goldverkauf, sagt Maam. Weil er die Sachen alle aus dem circa 30 km entfernten Aimagzentrum holen muss, kann er einen ordentlichen Aufschlag drauflegen. Außer zwei anderer Jurtenläden im Ninja-Camp, die die gleichen Preise verlangen, gibt es weit und breit keine Einkaufsmöglichkeiten. Alles kostet hier durchschnittlich ein Drittel mehr als im Aimagzentrum.

In der Jurte nebenan hat Maams Frau eine Küche eingerichtet. Dort bereitet sie einfache Gerichte – für jene, die vor lauter Goldsuche nicht zum Kochen kommen, oder denen die Vorräte ausgegangen sind. Die meisten Ninjas versorgen sich selbst, doch wir sind froh über diese Möglichkeit abends etwas Warmes zu Essen zu bekommen. Die Gerichte kosten nicht einmal zwei Euro; das ist zwar auch etwa ein Drittel mehr als in den kleinen Brutzelbuden im Aimagzentrum, aber in Ulan Bator würde man dafür auch in der einfachsten Garküche kaum satt.

Wenn gerade niemand vorbeikommt, spielt Maam gern eine Partie Schach mit seinem Nachbarn, einem alten Mann, der nicht mehr nach Gold sucht, sondern nur Verwandten den Sommer über Gesellschaft leistet. Und abends



dient Maams Laden dann als Gemeinschaftsraum. Wenn es dunkel wird, schmeißt er draußen den Generator und drinnen das Fernsehgerät an; an der Jurte hat er eine Satellitenschüssel angebracht. Viele Mongolen auf dem Land erhalten so TV-Empfang, selbst Nomaden. Nach getaner Arbeit versammeln sich die Ninjas gern vor der Röhre in Maams Laden. Zuerst laufen Nachrichten, dann wird umgeschaltet auf eine der vielen koreanischen Seifenopern, die mongolische Kanäle den ganzen Tag lang zeigen. Sie spielen in einer Welt mit glitzernden Bürohäusern und reichen Geschäftsleuten. Dann können die Ninjas einmal für zwei Stunden ihren harten Alltag vergessen.

Am nächsten Tag zwingen Khishgee und ich uns mit fünf weiteren Passagieren in Maams alte Klapperkiste und fahren zurück nach Bayankhongor. Zum Abschied schenkt mir unsere nette Nachbarin eine Stirnlampe, wie sie die Ninjas bei ihrer Arbeit in den tiefen Löchern benutzen.

## 7.9 Dahin, wo es am meisten zu holen gibt – Die Gelegenheits-Ninjas

Manche Ninjas wandern von Ort zu Ort, immer dahin, wo laut Mundpropaganda viel zu finden ist.

Der 51-jährige Ganbat verdient sein Geld damit, Goldsucher an solche Orte zu bringen und sucht dann auch selbst mit. Als wir ihn während unseres Besuchs bei den Ninjas treffen, machen wir aus, dass er uns bei der nächsten Tour mitnimmt. Am nächsten Tag sitzen wir bereits in einem mit Menschen, Gepäck und Werkzeug vollgestopften Minivan und fahren Richtung Gobi.

Zunächst sind unsere Mitreisenden ein wenig skeptisch, doch Ganbat hat mich angemeldet, und schon bald lockert sich die Stimmung auf; die Leute sind neugierig, denn so oft kommt es anscheinend nicht vor, dass ein Ausländer sich eingehender mit den Ninjas beschäftigt. Sie scheinen sich darüber zu freuen; ich muss viele Fotos schießen und versprechen, sie ihnen später zu schicken.

Die Gruppe ist ein bunt zusammengewürfelter Haufen. Neben mir sitzt Munkhbayar, ein Nomade circa Ende 40 mit Schalk im Nacken; während der Fahrt stupst er mich dauernd an und gibt mir mit pantomimischen Gesten zu verstehen, dass wir einen Wodka zusammen trinken, wenn wir angekommen sind. Es ist noch Ferienzeit, und so hat er die Herde seinen Kindern überlassen und versucht sein Glück auf dem Goldfeld. „Das mache ich fast jedes Jahr“, erzählt er. „Immer mal für eine Woche oder so.“

Bayarmunkh, der mir gegenüber sitzt, macht auch die ganze Zeit Faxen und fragt mich mindestens genau so viel aus, wie ich ihn. Er arbeitet im Aimag-Zentrum auf dem Bau, aber das ist kein regelmäßiger Job, denn es gibt nicht immer etwas zu tun. Seine Frau Ariuna ist eigentlich Anwältin, aber auch ihr

Verdienst ist nicht hoch. Deshalb bessern die beiden im Sommer ihr Einkommen mit der Goldsuche auf. Vorn sitzt Chimgee, eine beleibte, gemütliche Endvierzigerin. Seit dem Tod ihres Mannes muss sie die sechs Kinder allein durchbringen; zwei gehen noch zur Schule. Chimgee hat früher als Haushälterin in einer Schule in Bayankhongor gearbeitet. Aber jetzt sei sie in Rente und komme mit anderen Jobs nicht mehr über die Runden, sagt sie. „Hier kann ich mindestens 50.000 Tögrög am Tag verdienen. Keine Arbeit, die ich im Aimagzentrum finden würde, würde so viel einbringen.“ Sie hat einen ganzen Koffer voller Kleider dabei: Jeans, Hemden, T-Shirts und Turnschuhe. Diese will sie an die Ninjas verkaufen, die längere Zeit auf dem Goldfeld bleiben, und damit noch ein bisschen zusätzlich verdienen.

Wir fahren durch eine hügelige, fast baumlose Steppenlandschaft; wie fast überall auf dem Land existieren keine Straßen, sondern nur einige Fahrrippen, die andere Fahrzeuge im Grasland hinterlassen haben. Immer wieder müssen wir aussteigen, um einen Fluss zu überqueren, oder wenn es der Minibus nicht voll beladen einen steilen Hang hinauf schafft. Die Spuren der Ninjas lassen nicht lange auf sich warten. Entlang der Fahrrippe sind Erdwälle aufgeschüttet. Dort müssen sie vor Kurzem noch gegraben haben. In einem idyllisch gelegenen Tal an einem Fluss arbeiten rund 40 bis 50 Ninjas. Der ganze Hang ist voller Löcher. Ganbat fragt, wie die Arbeit gehe. „Nicht so viel zu holen“, sagen die Leute.

Als wir an dem Ort ankommen, den die Gruppe auserkoren hat, ist es bereits dunkel. Wir campen gleich neben dem Auto. Ganbat heißt uns alle zusammenzubleiben. Wir sind jetzt im Övörkhangai-Aimag. „Die Leute hier mögen es nicht besonders, wenn Ninjas aus einem anderen Aimag ihre Erde aufbuddeln“, sagt Ganbat. Dabei kommt es anscheinend häufig zu Konflikten. Der Platz heißt Mungun Aigat, Silberschüssel. Viele Orte in dieser Gegend haben Namen, die auf den Rohstoffreichtum schließen lassen.

Die Leute hier sind wilde Ninjas. Niemand von ihnen hat eine Registrierung oder Abbauerlaubnis und würde wohl auch keine bekommen, denn diese gibt es nur für organisierte Gruppen, die an einem Standort bleiben, Steuern zahlen und sich an die Regeln halten.

Die meisten hier bleiben nur ein paar Tage oder Wochen. Manche wandern dann weiter zum nächsten Ort, wo angeblich mehr zu holen ist. Manchmal sammeln sich auf diesen „Rush Type Sites“ innerhalb weniger Tage mehrere Tausend Menschen. Diese so genannten „Migrating Ninjas“ sind unkontrollierbar und kümmern sich nicht um Umweltschutz oder irgendwelche sonstigen Regeln.

An dieser Stelle arbeiten jedoch nicht so viele Leute, vielleicht 150 insgesamt. Unsere Mitreisenden machen sich auch an die Arbeit. Ganbat und seine Frau haben Glück. Eine Gruppe anderer Ninjas aus Bayankhongor muss

zurück ins Aimagzentrum, weil sie ihre Kinder für die Schule vorbereiten müssen, die bald wieder losgeht. Sie überlassen Ganbat ihr Loch. Es ist schon mehr als fünf Meter tief. An Orten wie diesen müsse man sein Loch nachts bewachen, erzählt Ganbat. „Sonst kommt jemand und holt sich dort die Erde, während du schläfst.“

Ariuna und Bayarmunkh haben weniger Glück und müssen ein neues Loch graben. Sie wollen etwa zehn Tage hierbleiben. „Wir haben uns vorgenommen, mindestens 400.000 Tögrög zu verdienen“, sagt Ariuna. „Normalerweise schaffen wir immer so viel, wie wir uns vornehmen.“

Uns hingegen läuft die Zeit davon, Khishgee muss bald wieder ihren normalen Job als Lehrerin antreten. In knapp einer Woche beginnt das Semester, und bis dahin wollen wir noch einen weiteren Ninja-Ort besuchen. Am nächsten Tag fahren wir deshalb zurück nach Bayankhongor. Zwei Männer nehmen uns mit. Sie betreiben auf dem Goldfeld einen Laden in ihrem Kleinbus. Jetzt sind die Waren fast aus, und sie müssen aufstocken. Die Fahrt von gut 100 km dauert einen halben Tag, weil die Fahrer unterwegs noch Nomadenkinder einsammeln, die auch bald wieder zur Schule müssen. Den Sommer verbringen die meisten bei ihren Familien. Während der Schulzeit leben sie in einem Wohnheim oder bei Verwandten im Aimagzentrum.

Für die lange holprige Fahrt werden wir aber mehr als entschädigt; unterwegs bekommen wir noch eine Gruppe Gänsegeier am Straßenrand zu sehen.

## 7.10 „Wir sind keine Ninjas“ – Die Männer im Berg

Die Fahrt zum dritten Ort, den wir besuchen, führt uns in eine Gegend, in der das Grasland von schroffem Fels durchzogen ist. Auf einer Bergkuppe liegt ein Camp mit rund zehn Jurten. Im Umkreis von ein paar Kilometern sind noch weitere aufgebaut, sie stehen immer in kleinen Grüppchen zusammen. In jeder Jurte wohnen rund zehn bis 15 Leute, fast alle Männer.

Die einzelnen Gruppen, jede mit eigenem Teamleiter, haben sich zu einer Kooperative zusammengeschlossen und einen Gesamtleiter gewählt; Byambdorj, so heißt er, nimmt uns gleich in Empfang und gibt uns am nächsten Tag mit seinem Jeep eine kleine Tour über die weitläufige Site.

Die Männer, neben deren Jurte wir unser Zelt aufgeschlagen haben, laden uns zum Abendessen ein. Sie freuen sich sichtlich über ein bisschen Abwechslung und fragen mich aus. Draußen pfeift ein kalter Wind, die Temperatur ist hier spürbar niedriger als im Flachland.

An der Innenwand der Jurte liegen mehrere Bettdecken ordentlich aufgerollt. Neben dem Eingang hängt ein Dutzend roter Helme. Gerade ist Schichtwechsel, denn die Männer arbeiten auch die Nacht hindurch. Der

Teamleiter der Gruppe klärt uns auf. „Wir sind keine Ninjas“, sagt er. Ihre Kooperative hat einen Vertrag mit den lokalen Behörden geschlossen, jede Gruppe hat eine eigene Lizenz, und damit sind sie legalisiert. Politisch korrekt heiße das nun „Small-scale Mining“ oder „Artisanal Mining“, sagt er.

Dieser Ort ist anders, als die Ninja-Plätze, die wir zuvor besucht haben. Der Boden unter der Grasnarbe besteht aus Fels; mit Schaufel und Eimer könnten die Männer da nicht viel ausrichten.

Sie arbeiten mit Dynamit und Presslufthammer. Neben jedem Loch steht ein Dieseldieselmotor, der Tag und Nacht rattert. Damit wird der Presslufthammer betrieben und das Grundwasser über einen langen Schlauch abgepumpt. Die Männer gehen viel weiter hinunter als die so genannten „Sandstone Ninjas“ – also jene, die im Sandboden nach Gold graben – teils 30 bis 40 Meter tief. ber jedes ihrer Löcher ist eine Plattform aus Holzbalken gelegt, in deren Mitte eine Winde mit einem dicken Stahlseil steht. Daran werden die Arbeiter in die Grube gelassen. Sie sitzen dafür in einem Geschirr aus Stricken, das mit einem Karabinerhaken an dem Stahlseil eingehängt wird.

Wer unten arbeitet, muss einen Helm tragen, das fordern die Sicherheitsregeln der Kooperative. Es gibt viel zu beachten, denn die Männer setzen auch Sprengstoff ein.

„Wir haben schon über 50 Millionen Tögrög in unser Equipment investiert“, erzählt ein anderer Teamleiter, der 27-jährige Batbaatar. Ihn hatte ich bereits in Ulan Bator getroffen. Das Swiss Development Council, das die Goldsucher beim Formalisierungsprozess unterstützt, hat dort ein paar Wochen zuvor einen Workshop veranstaltet. Dabei ging es um Fair-Trade-Gold.

Den Workshop hielt Felix Hruschka, ein gut gelaunter Österreicher, der früher für große Bergbauunternehmen gearbeitet hat und sich seit über 20 Jahren nur noch mit Kleinbergbau und Fair-Trade-Rohstoffen befasst. In Zukunft will das Swiss Development Council einige Sites unterstützen, eine solche Zertifizierung zu erreichen. Der ganze Abbauprozess müsste dafür sozial verträglich, umweltfreundlich und nach hohen Sicherheitsstandards gestaltet und lückenlos dokumentiert werden. Das ist ein langwieriger Prozess, aber der Kooperative, bei der Batbaatar arbeitet, fehle nicht mehr sehr viel, um die Voraussetzungen für das Fair-Trade-, beziehungsweise Fair-Mined-Label zu erfüllen, meinte Hruschka, der ihre Site auch besucht hat.

„Das klang alles ganz gut“, kommentiert Batbaatar den Workshop. „Aber sie haben gesagt, unser Gold würde dann nach London verkauft. Unsere Leute hier können sich überhaupt nicht vorstellen, wie das gehen soll. Aber wenn das klappt, wäre es natürlich super.“

Batbaatar hat seinen Job in Ulan Bator aufgegeben, um hier sein Glück bei der Goldsuche zu versuchen. Er hat ein Ingenieursstudium abgeschlossen und als Lebensmitteltechniker für einen spanischen Wein- und Sektimporteure gearbeitet. „Dort habe ich 300.000 Tögrög im Monat verdient, plus einen Bonus, wenn der Umsatz gut war. Hier gebe ich momentan nur viel Geld aus. Bisher haben wir die Goldadern noch nicht erreicht. Ich hoffe, dass wir bald so weit sind.“ Batbaatar hat sein Auto zum Pfandleiher gegeben, um Geld für das Equipment zusammenzukratzen. Er will mindestens so lange arbeiten, bis er seine Investition zurück hat. Und wenn er viel Gold findet, möchte er eine eigene Wohnung kaufen, Jura studieren und vielleicht irgendein kleines Geschäft gründen.

### 7.11 Spektakulärer Auftritt – Die früheren Besitzer?

Wir sitzen gerade in der Jurte nebenan, da dringt plötzlich ein Helikoptergeräusch durch das monotone Rattern der Diesellgeneratoren. Der Hubschrauber landet in der Ebene, ein paar Kilometer vom Abbaugelände entfernt. Dort liegt das Betriebsgelände einer chinesischen Minenfirma. Bis vor zwei Jahren hat sie hier Gold abgebaut. Doch ihre Lizenz wurde auf Eis gelegt, weil sie mit verbotenen Chemikalien gearbeitet hat.

Die informellen Bergleute graben jetzt weiter an den Löchern, welche die Firma bereits ausgehoben hatte – bis auf eines. An seinem Rand steht ein kleiner Förderturm. Daneben ist eine Jurte aufgeschlagen. Die Firma hat ein paar Wachleute angeheuert, die sicherstellen sollen, dass niemand dort nach Gold gräbt.

Ein paar Minuten nachdem der Helikopter gelandet ist, brausen drei schwarze Geländewagen heran. Eine Gruppe Männer in dunklen Anzügen steigt aus, ganz offensichtlich keine Mongolen, bis auf die Übersetzerin. Die Männer seien aus Singapur, behauptet sie, aber so wirken sie ganz und gar nicht, eher wie typische Festlandchinesen. Ich frage einen älteren Mann, ob er aus China komme und er bejaht – verdutzt, wahrscheinlich, weil ich ihn auf Chinesisch angesprochen habe.

Die Gruppe diskutiert mit Byambdorj, dem Leiter der Kooperative. Er erklärt uns später, dass die Besucher gern das Abbaugelände kaufen wollen. Andere Bergmänner sagen jedoch, es handele sich um die Firma, die ursprünglich die Lizenz hielt.

Batbaatar macht sich Sorgen. „Hoffentlich können wir hier weiter arbeiten“, sagt er. „Wenn wir von hier vertrieben werden, sind unsere 50 Millionen Tögrög zum Teufel. Wir wüssten dann nicht mehr weiter.“

## 7.12 Selbstversuch – Der Regierungsvertreter

Nachmittags, als wir uns gerade eine kleine Verschnaufpause gönnen wollen, kommt plötzlich einer der Bergleute, denen wir am Morgen bei der Arbeit zugeschaut haben, angelaufen. Da sei jemand der unbedingt mit mir sprechen wolle, sagt er und bringt mich zu einer Jurte ein paar hundert Meter den Hang hinauf. Ein Mann Anfang Vierzig in einem sauberen Sportanzug sitzt dort auf dem Platz gegenüber dem Eingang. Traditionell gebührt dieser Platz dem Oberhaupt der Familie. „Hallo, mein Name ist Erdenbileg, und ich bin der Foreign Affairs Officer aus diesem Aimag“, stellt er sich vor. Mit Gedanken an ähnliche Situationen, die ich bereits in China erlebt habe, wird mir mulmig. Der informelle Bergbau ist immer noch ein kontroverses Thema in der Mongolei, vielleicht mögen die Behörden es nicht, wenn Journalisten da so lange herumschnüffeln. Und ich bin mit Touristenvisum eingereist, was wenn er meine Papiere checkt?

Aber die Mongolei ist nicht China, und er ist tatsächlich einfach nur neugierig – oder gibt das zumindest vor; jedenfalls bekomme ich keinen Ärger, sondern erstmal einen Tee. „Ein Ausländer, hier, ganz allein? Und noch dazu eine Frau?“, sagt er immer wieder. Auch ich wundere mich ein wenig: was macht ein Regierungsbeamter, der für Auslandsangelegenheiten zuständig ist, mitten in den Bergen bei einer informellen Mine?

Er sagt, der Gouverneur von Bayankhongor habe ihn beauftragt, sich die Lebensbedingungen der Bergleute einmal anzuschauen, ob alles in Ordnung sei, ob sie weitere Unterstützung brauchten. Deswegen lebe er drei Wochen lang mit den Bergleuten zusammen. Die Jurte gehöre einem Verwandten, der auch hier arbeite.

Mir kommt das Ganze trotzdem ein wenig seltsam vor; ich frage ihn, was er vom informellen Bergbau hält, und wie die Aimagregierung dazu steht. In manchen Sums und Aimags unterstützen nämlich die lokalen Behörden die Formalisierung der Ninjas, in anderen sind sie dagegen.

Er sei beeindruckt, wie hart die Leute hier arbeiten, und wie einfach sie leben, sagt er. Er werde dem Aimaggouverneur empfehlen, die Formalisierung der Ninjas weiterhin zu unterstützen und sich für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen einsetzen. „Aber was der Gouverneur am Ende entscheidet, darauf habe ich keinen Einfluss“, sagt er.

Erdenbileg scheint zumindest tatsächlich auf Seiten der Bergleute zu stehen. Am nächsten Tag steht er selbst an einer der Seilwinden und arbeitet mit.

### 7.13 Gold schürfen unter dem Deckmantel der Renaturierung

Im wilden Kapitalismus der 1990er Jahre, kurz nach den demokratischen Reformen in der Mongolei, wurden zahlreiche Lizenzen an kleine und mittlere Minenfirmen vergeben, die häufig mit Beteiligung von Russen oder Chinesen operierten. Die wenigsten von ihnen kümmerten sich um Umweltstandards und zerstörten die Landschaft mit Quecksilber und anderen schädlichen Chemikalien.

Im letzten Jahr hat die mongolische Regierung nun ein neues Umweltgesetz erlassen. Demnach dürfen in Waldgebieten und in der Nähe von Gewässern keine Minen mehr arbeiten. Über 100 Lizenzen hat die Regierung bereits zurückgezogen.

Doch viele nun eigentlich illegale Minen arbeiten trotzdem weiter – mit Schmiergeld oder Tricks: Manche erwerben eine Lizenz für die Renaturierung eines ehemaligen Abbaugebiets oder eines verlassenen Ninja-Platzes, bauen dann aber in Wirklichkeit Gold ab. Auf eine davon trafen wir auf unserer Tour zu den Ninjas.

Bereits von Weitem ist ihre Goldwaschanlage zu sehen. Ein rotes Stahlgerüst, aufgebaut auf Sandsäcken, in der Mitte eine Lade mit einem großen Schütteltisch. Ein paar hundert Meter weiter liegt ein eingezäuntes Camp mit fünf Jurten. Eine junge Frau und ein Mann stehen vor einem LKW und sind mit Holzplanken beschäftigt, die davor aufgebockt sind. Ein Hund kommt aufgeregt an den Zaun gerannt und bellt uns an. Die Frau kommt zu uns, fragt was wir wollen; sie wirkt äußerst skeptisch, bittet uns jedoch herein und geleitet uns in eine Jurte. Sie spricht Englisch und kommt ganz offensichtlich aus der Hauptstadt. Ich frage nach ihrer Arbeit, und was für eine Firma das sei.

Sie wisse nur, dass die Firma hier die Renaturierung übernehme, sagt sie. „Wir sollen die Landschaft wiederherstellen, die die Ninjas benutzt haben“, sagt sie. Wie die Firma heißt, wisse sie nicht, und auch nicht, was genau ihr Job hier sein wird. „Wir sind aus Ulan Bator hierher gekommen und warten darauf, dass es losgeht. Mehr hat man uns noch nicht gesagt“, behauptet sie. Und die Goldwaschanlage, die wir unterwegs gesehen haben, gehöre nicht zu ihnen. Der Mann mit dem sie draußen gearbeitet hat, sitzt neben ihr und sagt so gut wie nichts, obwohl er sehr viel besseres Englisch spricht. Er sieht sehr gepflegt aus und ist modern gekleidet. Die beiden wollen nicht, dass wir Fotos machen und auch ihre Namen nicht nennen. Nach einer halben Stunde machen sie uns klar, dass wir jetzt gehen sollten.

Auf dem Rückweg kommen wir an einer Ninja-Frau vorbei, die in der Senke unterhalb des Firmencamps Gold wäscht. Ein Stück weiter steht einiges an Gerät; ein Bagger und ein großer Schütteltisch aus rot lackiertem Stahl, wie jener, den wir auf der Hinfahrt schon gesehen haben. Wir fragen

die Frau nach der Firma oben auf dem Hügel. „Sie haben mir gesagt, dass sie Renaturierung machen und mich gebeten auf ihre Sachen aufzupassen“, sagt sie. Dafür bekomme sie ein bisschen Geld. „Aber wenn sie hier wirklich Gold abbauen, werde ich protestieren.“ Sie habe gehört, dass die Firma ein Ableger eines der großen Konglomerate in der Mongolei sei.

Bei den nicht so ganz legalen Minen haben aber angeblich nicht nur einflussreiche Geschäftsleute, sondern häufig auch lokale Politiker ihre Finger im Spiel. Auf einem Hügel gleich neben den Ninjas, die wir zuerst besucht haben, liegt das Camp einer weiteren Minenfirma. Unaufhörlich fahren dort LKW zwischen der Abbaugrube und der Goldwaschanlage hin und her, sogar nachts hört man sie noch. Und das Flutlicht der Mine erhellt als einzige Lichtquelle weit und breit den Himmel. Auch sie habe angeblich nur eine Renaturierungslizenz aber gute Beziehungen zur Lokalverwaltung, sagen uns die Ninjas. Der Gouverneur des Sums, in dem das Ninja-Gebiet liegt, habe bereits gedroht, dass sie dort weichen müssen. Im nächsten Jahr läuft die Lizenz der Kleinbergbaukooperative ab.

Wir wollen versuchen, mit jemanden von der Mine zu sprechen. Aber wir kommen nicht einmal bis auf 200 Meter an das Camp heran. Kaum nähern wir uns dem Hang, kommen drei Hunde den Hang hinabgeschossen und bellen wie wild. Immerhin treffen wir auf zwei junge Männer, die gerade zurück zur Mine laufen. Sie arbeiten dort, aber waren zum Telefonieren auf dem Hügel hinter dem Ninja-Camp, weil es nur dort Mobilfunkempfang gibt. Sie geben sich wortkarg. Wir fragen, ob sie uns mit zur Mine nehmen können, um mit dem Chef zu reden. Sie lachen: „Nein, unmöglich, dann sind wir unseren Job los.“

## **8. Milch und Kaschmir – Bei Nomaden**

Nach den anstrengenden Touren zu den Goldsuchern ist zunächst ein wenig Erholung angesagt. Und natürlich möchte ich auch das sehen, was die Mongolei so unvergleichlich macht: ihre Nomadenkultur.

Khishgee hat mich eingeladen, mit ihr den Rest der Familie im Grasland zu besuchen. Ihre Schwester und ein paar weitere Verwandte leben dort als Nomaden. Im Sommer zieht auch ihre Großmutter mitsamt ihrer Jurte zu ihnen. Normalerweise steht sie auf dem Grundstück der Familie in Bayankhongor, und Khishgee, ihr Mann und ihr kleiner Sohn teilen sie mit der Großmutter.

Bepackt mit Gebäck, Schokolade, Brot, Bonbons, Zahnpasta und Seife steigen wir in das Auto von Khishgees Bruder Luya. Wenn man Verwandte oder Freunde im Grasland besucht, nimmt man immer Leckereien und Dinge des alltäglichen Gebrauchs mit, denn die Nomaden haben einen weiten



Weg bis zum nächsten Laden; er liegt nicht selten 20 bis 30 km weit entfernt im nächsten Sum- oder Aimagzentrum. Ein paar Kilometer hinter Bayankhongor biegt Luya von der geteerten Hauptstraße Richtung Ulan Bator ab und rumpelt mit seinem alten, silberfarbenen Wagen über das buckelige Grasland. Es hat tags zuvor geregnet und in den Pfützen und schlammigen Spurrillen anderer Fahrzeuge bleibt man leicht stecken. Es dauert nicht lange, da kommen drei Jurten in den Blick, erst ganz klein, dann werden sie langsam immer größer. Ich bin immer wieder erstaunt von dieser unglaublichen Weite. Man hat das Ziel bereits vor Augen und denkt, man ist gleich da, aber dann sind es doch noch drei, vier Kilometer oder sogar mehr.

Wir werden von Khishgees Sohn und den anderen Kindern stürmisch begrüßt. Während unserer Tour zu den Ninjas hat sie ihn bei ihrer Oma und ihrer Schwester gelassen. Im Sommer verbringen viele Kinder ihre Ferien bei Verwandten auf dem Land.

Nachdem wir unsere Geschenke abgegeben haben, gibt es erst einmal Tee, gekocht mit frischer Milch von den rund 80 Ziegen der Familie, dazu Brot mit Milchschiere. Auf Mongolisch heißt das Öröm. Man stellt es her, indem man einen großen Wok mit Milch langsam erhitzt, aber nicht kochen lässt. Durch ständiges Schöpfen mit einer großen Kelle entsteht obendrauf ein Sahneschaum, den man einen Tag später, wenn er erkaltet ist, abschöpfen kann. Teils ist das Zeug so fest, dass man es streichen kann, teils noch fast flüssig, und äußerst lecker.

Im Laufe des Tages darf ich noch ganz viele andere Milchprodukte probieren, darunter getrockneter Joghurt in Stücke geschnitten (Aaruul), von butterweich bis so steinhart, dass man mit den Zähnen immer nur kleine Brocken abbrechen kann, oder das Stück stundenlang lutschen muss – Nomadenkaugummi. Mehrere Holzbretter mit gerade produziertem Aaruul liegen auf dem Dach der Jurten zum Trocknen in der Sonne.

Später bekomme ich noch frisch gemolkene Milch von den Ziegen zum Probieren, vergorene Stutenmilch (Airag), Milchschnaps (Arkhi), frischen Joghurt (Tarag), weißen, gummiartigen Käse (Byaslag, schmeckt ähnlich wie indischer Paneer-Käse), und natürlich jede Menge Milchtee, leicht gesalzen. Auf einen drei Liter-Kessel kommen nur zwei Teebeutel oder ein paar kleine Stücke Ziegeltee, so dass man den Tee kaum herausschmeckt.

So viele Milchprodukte habe ich noch nie an einem Tag zu mir genommen und mache mir schon Sorgen um die Verdauung. Traditionell essen die Nomaden im Sommer fast nur Milchprodukte, erzählt Khishgee. Sie nennen es Tsaagan Khol – weiße Speisen. Das gleiche Wort wird für vegetarisches Essen, wie wir es kennen, benutzt, was immer wieder zu Missverständnissen führt.

Das Fleisch sparen sich die Nomaden traditionell für den Winter auf. Aber seit es Kühltruhen gibt und die Nomaden einen Teil ihrer Schlachtung ver-

kaufen oder Verwandten aus der Stadt mitgeben können, ändert sich das, und zum Abendessen gibt es Bansh: kleine Teigtaschen mit Hammelfleisch, gekocht in – na klar: Milchtee.

Aber vor dem Essen möchte ich noch Reiten – muss sein, unbedingt! Als Khishgees Neffe und ein anderer Verwandter aus der Nachbarjurte die Pferde vom Weidegang nach Hause bringen, darf ich endlich in die Steigbügel – allerdings nicht allein. Der Mann, der mir das Pferd zum Aufsteigen festhält, nimmt hinter mir auf dem blanken Rücken des Tieres Platz. Dann juckeln wir ein bisschen durch das Grasland. Mongolische Pferde sind wesentlich kleiner als jene, die in Deutschland auf den Weiden stehen. Aber sie sind sehr robust. Trotzdem tut es mir leid, dass das Tier nun zwei Leute tragen muss. Ich würde gern allein reiten und das Pferd mal richtig laufen lassen, aber ich bin mir nicht sicher, ob ich ein zahmes oder ein wildes Exemplar unter mir habe. Mongolische Pferde können ziemlich unberechenbar sein, habe ich mir sagen lassen. Einen richtigen Reitausflug habe ich zumindest schon zu Beginn meiner Reise gemacht, in einem Nationalpark nahe Ulan Bator.

Khishgees Familie besitzt neben den Pferden auch etwa 100 Schafe und ungefähr 80 Ziegen.

Die Ziegenherden in der Mongolei sind in den letzten Jahren größer geworden. Denn von ihnen erhalten die Hirten das wertvolle Kaschmir, die feine Unterwolle der Tiere. Ein Kilogramm davon konnten sie in diesem Frühjahr für 45.000 Tögrög verkaufen, circa 25 Euro. Ein Kilogramm Kamelhaar bringt indes nur 5.000 Tögrög pro Kilogramm und Schafwolle nur knapp 600 Tögrög. Die Preise für Kaschmir schwanken jedoch sehr stark. 2010 bekamen die Hirten nur etwa die Hälfte des diesjährigen Preises.

Die Mongolei gehört zu den weltweit größten Exporteuren von Kaschmir. Die Regierung gibt immer noch Anreize für den Aufbau von Herden und stützt den Kaschmirpreis in schlechten Zeiten mit Ausgleichszahlungen. Zu große Ziegenherden schaden allerdings dem Grasland, denn die Tiere fressen auch die Wurzeln der Pflanzen ab. Die Weidegründe brauchen dann sehr lange, um sich zu regenerieren. Doch diese Zeit bleibt ihnen häufig nicht mehr. Der Weidedruck steigt, weil viele Nomaden sich mehr und mehr auf Ziegen verlagern und mehr Tiere halten, als die Landschaft verkraften kann.

In der zu China gehörenden Inneren Mongolei hat ein ähnlicher Trend bereits zu einer dramatischen Versteppung geführt. In manchen Gegenden ist die Wüstenbildung bereits nicht mehr umkehrbar.

Auch in der Mongolei droht Versteppung wegen zu großer Ziegenherden, und weil der Klimawandel das Land noch trockener macht, als es ohnehin bereits ist.

Für Khishgees Familie spielen die Ziegen jedoch keine größere Rolle als die anderen Tiere, dafür besitzt sie zu wenige, und will auch die Herde nicht vergrößern. „Das Kaschmir kann man nur einmal im Jahr gewinnen“, meint Khishgee. „Milch und Fleisch sind für uns wichtiger.“

Beim Abschied sind wir fast genauso bepackt wie bei der Ankunft. Khishgees Schwester hatte einige Behälter mit diversen Milchprodukten vollgepackt, für den Teil der Familie, der im Aimagzentrum lebt. Ich bekomme noch einen besonders herzlichen Abschied: Die Großmutter heißt mich zu ihr hinunterbeugen, nimmt mein Gesicht behutsam zwischen ihre großen zerfurchten Hände und gibt mir mit gespitzten Lippen ganz leicht einen Kuss jeweils rechts und links auf die Wange. Dann drückt sie mir eine Tüte mit Aaruul, getrockneten Joghurtstücken, in die Hand und lässt mich versprechen, bald wiederzukommen.

## 9. Megalomanie in der Gobi – Der kommerzielle Bergbau

Bergbau wird in der Mongolei bereits seit Langem betrieben. Schon die Russen haben nach Bodenschätzen gesucht und Teile des Landes kartografiert, auch mithilfe von DDR-Geologen. In der Nähe der Ninja-Plätze von Bayankhongor liegt eine Senke im Grasland, wo sie ihre Explorationslöcher hinterlassen haben. Seitdem heißt der Ort „deutscher Schlund“.

Bereits zu sozialistischer Zeit entstanden mithilfe russischer Technologie einige Minen, wie die Kupfermine in Erdenet, der zweitgrößten Stadt der Mongolei im Norden des Landes. Bereits damals ging ein großer Teil des Bruttoinlandsprodukts auf diese Mine zurück. Heute arbeitet sie immer noch als mongolisch-russisches Joint Venture und ist bisher der größte Steuerzahler des Landes.

Das könnte sich jedoch bald ändern. Seit die Preise auf den Weltmärkten immer weiter steigen, schauen sich die Industrie- und Schwellenländer nach neuen Lieferländern um. Investoren von überall her haben die Mongolei als Rohstofflieferanten entdeckt.

Immer noch schlummern riesige Vorkommen an Bodenschätzen ungenutzt unter der Erde: Gold, Kupfer, Kohle, Silber, seltene Erden, Molybdän, Tantal, Uran, und wer weiß was sonst noch alles.

Die Australier, Kanadier und Amerikaner sind in der Mongolei bereits groß eingestiegen. Japan und Südkorea wollen ebenfalls Teile ihres Rohstoffbedarfs hier decken.

Die Karten aus sozialistischer Zeit kommen heute den internationalen Bergbauinvestoren zugute. Beim „Discover Mongolia Mining Investors“ Forum im September 2011 flimmert eine Grafik nach der anderen über

die Beamerleinwand. Bei der jährlichen Konferenz treffen sich alle, die am Rohstoffboom der Mongolei mitverdienen wollen: internationale Bergbau-gesellschaften, Consulting-Firmen, Zulieferer und Finanzinstitute.

In den Fluren des „Children’s Palace“, eines wuchtigen weißen Sowjetbaus, verziert mit mongolischen Ornamenten, sind Messestände mit großen Namen aufgebaut: Rio Tinto, Ivanhoe, Leighton, Peabody, Pricewaterhouse-Coopers, UBS, Ernst & Young; dazwischen die Logos zahlreicher mongolischer Bergbaufirmen und Konglomerate, die alle erst innerhalb der letzten Jahre entstanden sind.

Die Redner auf dem Podium werfen Superlative in den Konferenzsaal. Drei Milliarden US Dollar verspricht sich eine kanadische Firma vom Abbau ihres Eisenerzvorkommens im Norden der Mongolei. Eine andere möchte ihren Steinkohlebergbau mit der transmongolischen Eisenbahnlinie verbinden, um Russland mit Kohle zu beliefern. Rund 390 km neuer Schiene sollen dafür über die nordmongolischen Hügel gelegt werden – das entspricht etwa der Strecke Frankfurt – München.

Manche Investoren haben die Mongolei bereits seit einigen Jahren entdeckt. Aber der Ansturm begann erst richtig, als 2009 der Vertrag für das erste Großprojekt unterzeichnet wurde – Oyu Tolgoi im Süden der Gobi. Bis zu 460.000 Tonnen Kupfer pro Jahr soll diese Mine einmal abwerfen, 330.000 Unzen Gold und 2,9 Millionen Unzen Silber. Mehr als sechs Milliarden US Dollar kostet allein der Bau. Rund 14.000 Menschen arbeiten derzeit daran. Das Gelände umfasst eine Fläche rund halb so groß wie das Saarland.

Oyu Tolgoi ist das Projekt, auf das derzeit alle blicken: Es habe eine Entwicklung angestoßen, die die Mongolei nachhaltig verändern werde, so die Einschätzung von Wirtschaftsexperten. Innerhalb der nächsten fünf Jahre soll sich durch den Bergbauboom das Bruttoinlandsprodukt der Mongolei fast verdoppeln, und dann noch einmal bis 2020. Ein Drittel des BIP soll dann allein auf Oyu Tolgoi zurückgehen.

In der Firmenzentrale, einem der neuen verglasten Bürotürme, und auch auf der Site selbst hängen digitale Uhren, die den Countdown bis zum geplanten Abbau des ersten Erzes im Juni 2012 anzeigen. 2013 soll dann die kommerzielle Produktion beginnen.

Hinter Oyu Tolgoi steht die kanadische Bergbaufirma Ivanhoe. Das Management und den Bau der Mine leitet die australische Firma Rio Tinto, einer der Riesen der Branche. Mittlerweile hält sie auch 49 % der Anteile von Ivanhoe, was sicherlich mit dem Oyu Tolgoi-Projekt zu tun hat.

Weiterer Teilhaber der Mine ist die mongolische Regierung. Sie hält 34 % der Firma.

Oyu Tolgoi ist das erste Projekt dieser Größenordnung in der Mongolei und wird einmal eine der größten Kupfer- und Goldminen der Welt sein.

Die Investoren hatten sechs Jahre lang mit der mongolischen Regierung um den Vertrag gerungen, und immer wieder sah es so aus, als könnte das ganze Projekt noch scheitern, bis 2009 endlich die Investitionsvereinbarung unterzeichnet wurde. Um den Deal mit Ivanhoe perfekt zu machen und weitere Investoren anzulocken, hatte die mongolische Regierung sogar 2009 mit Wirkung zum ersten Januar 2011 eine Sondergewinnsteuer auf Gold und Kupfer kassiert, die sie 2006 eingeführt hatte, eine so genannte Windfall Profits Tax. Damit waren in Zeiten besonders hoher Rohstoffpreise und damit größerer Gewinne für die Minenbetreiber auch höhere Steuern dafür angefallen.

Mit der Investitionsvereinbarung zu Oyu Tolgoi schien ein Damm gebrochen; der Deal hat weitere große Minenprojekte mit Beteiligung privater Investoren angeschoben. Nur rund 100 km von Oyu Tolgoi entfernt liegt ein weiteres Megaprojekt: die staatliche Kohlemine Tavan Tolgoi. Es handelt sich um das größte noch nicht erschlossene Kohlevorkommen der Welt mit einem Umfang von geschätzten 5 Milliarden Tonnen. Dort wird bereits seit den 1960er Jahren Kohle gefördert, aber bisher in vergleichsweise geringem Umfang. Jetzt soll der Abbau gesteigert werden. Teile von Tavan Tolgoi wurden an ausländische Investoren ausgeschrieben.

Den Zuschlag für den Ostteil erhielt im Oktober 2011 – nach zähen Verhandlungen, aber noch pünktlich zum Besuch von Bundeskanzlerin Merkel in der Mongolei – ein deutsch-australisches Joint-Venture. Der Mittelständler BBM-Operta aus Mülheim an der Ruhr wird gemeinsam mit dem australischen Bergbaukonzern Macmahon dort Kohle fördern. Von bis zu 15 Millionen Tonnen pro Jahr ist die Rede.

Die beiden Tolgoi sind derzeit das Thema in der Mongolei. Vor allem Oyu Tolgoi scheint allgegenwärtig. Das Firmenlogo, die Silhouette eines Kamels vor einem orangefarbenen Sonnenball prangt hoch über Ulan Bator an einem der größten Gebäude der Stadt, bei gutem Wetter sichtbar aus einem Umkreis von mehreren Kilometern. Werbeplakate mit überlebensgroßen, glücklich dreinschauenden mongolischen Minenarbeitern hängen an Hauptstraßen und an Bauzäunen. Sogar in den Bezirksämtern von Ulan Bator finden sich Prospekte und Infotafeln von Oyu Tolgoi. Die Firma bemüht sich sichtlich um ein gutes Image. Sie investiert Millionen in die lokale Entwicklung in der Umgebung der Mine und unterhält das größte, privatwirtschaftlich finanzierte Ausbildungsprogramm des Landes. Ab Produktionsbeginn müssen 90 % der Belegschaft Mongolen sein; das musste die Firma versprechen, um die Zustimmung der mongolischen Regierung für das Projekt zu erhalten.

Trotzdem stehen die Mongolen Oyu Tolgoi und anderen ausländischen Investoren äußerst kritisch gegenüber. Sie befürchten, dass die Firmen ihre Zusagen nicht einhalten, sondern nur die Bodenschätze herausholen, und dass für die Mongolen selbst nichts übrig bleibt außer einer zerstörten Um-

welt. Bei solchen Bedenken spielen sicherlich auch die Negativschlagzeilen eine Rolle, die sich die großen internationalen Player der Branche vor allem in Entwicklungs- und Schwellenländern immer wieder einhandeln.

Und auch in der Mongolei sorgt der Run auf die Rohstoffe bereits für Probleme. Nahe der Kohlemine Tavan Tolgoi fahren jetzt täglich tausende LKW durch die Gobi. Sie bringen die Kohle an die rund 250 km entfernte chinesische Grenze. Dabei zerfurchen sie die Landschaft und hinterlassen dicke Staubwolken. Nomaden können in dieser Umgebung nicht mehr leben, und die LKW, die oft im Minutentakt hintereinander herfahren, schneiden außerdem die Migrationsrouten der Wildtiere ab.

Tavan Tolgoi und Oyu Tolgoi liegen nur rund 100 km voneinander entfernt, und in der Gegend gibt es weitere große Minenprojekte. Umweltschützer und Anwohner befürchten, dass sie das fragile Ökosystem der Gobi nachhaltig schädigen. Kritik und genaue Beobachtung sind sicherlich angebracht, aber die Diskussionen verlaufen meist äußerst unsachlich.

Die Betreiber von Oyu Tolgoi haben eine Facebook-Seite eingerichtet, um Neuigkeiten über das Projekt kundzutun und Imagepflege zu betreiben. Doch die Kommentare unter den Einträgen lesen sich zum großen Teil vernichtend: Ein User namens „Maruni moment“ schreibt zu einem Post über einen kleinen Betrieb aus einem Jurtenviertel, der Arbeitskleidung für Oyu Tolgoi herstellt:

„Hey, ihr Tiere, warum seid ihr so glücklich darüber, ein bisschen dreckiges Geld von Oyu Tolgoi zu bekommen? Warum unterstützt ihr Oyu Tolgoi nur für Geld? Wir Mongolen haben kein Trinkwasser wegen Oyu Tolgoi.“

(Die lokale Bevölkerung befürchtet, dass durch den hohen Wasserverbrauch der Mine Flüsse und Brunnen in der Umgebung austrocknen werden. Oyu Tolgoi sagt, die Mine verwende für die Produktion ein sehr tiefes Wasserreservoir, das nicht mit dem Oberflächenwasser zusammenhänge und zudem nicht trinkbar sei, weil es sich um Salzwasser handele. Bisher wurden keine Auswirkungen festgestellt, doch dass die Nutzung dieses Reservoirs in keinem Fall negative Effekte haben wird, ist noch nicht eindeutig nachgewiesen. Zudem könnte der massive Bevölkerungszustrom in die Region Probleme mit der Wasserversorgung nach sich ziehen.)

Tegshjargal Lkhagvajav, Studentin aus Ulan Bator, schreibt: „Die Mongolen haben in ihrem eigenen Land keine Arbeit, aber so viele Chinesen/Ausländer arbeiten hier, warum?“

(Für den Bau der Mine setzt Oyu Tolgoi über einen chinesischen Vertragspartner rund 6.000 chinesische Arbeiter ein. Das ist beinahe die Hälfte der Belegschaft der Mine. Viele Mongolen kritisieren das scharf und sagen, diese Jobs sollten an Mongolen vergeben werden. Die Firma sagt, der Aufbau verlange Spezialwissen, und es gebe im Land selbst noch nicht genügend Fachkräfte dafür. Nach dem Bau würden die chinesischen Arbeiter die Mine

wieder verlassen. Die versprochene Quote von 90 % Mongolen werde ab Produktionsbeginn eingehalten.)

Und Tserenjav Nara, Lektorin für Fremdsprachen an der Agricultural University of Darkhan, schreibt:

„Ihr habt uns gesagt, dass ihr viel in die Mongolei investiert habt. Aber in Wahrheit geht das alles nur in die Taschen einiger korrupter Leute. Die mongolische Bevölkerung hat nichts von eurem Investment.“

Die große Skepsis der Mongolen gegenüber ausländischen Bergbauunternehmen liegt zum Teil an den schlechten Erfahrungen, die sie in der Zeit des wilden Kapitalismus gemacht haben. Viele Lizenzen wurden damals an kleine und mittlere Firmen vergeben – häufig war dabei Korruption mit im Spiel – die sich nicht um Umweltstandards kümmerten, die Landschaft mit Quecksilber und anderen schädlichen Chemikalien zerstörten und Flüsse zum Austrocknen brachten. (siehe auch Kapitel 7.13).

Bei zahlreichen Bergbaudeals, die seit Ende der 1990er mit großen internationalen Firmen geschlossen wurden, kam die Mongolei auch geschäftlich nicht gut weg. Eine kanadische Firma hatte zum Beispiel für ihre Goldmine eine mehrjährige Steuerbefreiung ausgehandelt und sich dann beeilt, in dieser Zeit möglichst viel Erz abzubaggern und zu verarbeiten. Als die Steuerbefreiung dann auslief, konnte sie die Produktion herunterfahren, so dass die zu versteuernden Gewinne überschaubar blieben. Der Mongolei gingen so Millionen Dollar an Steuereinnahmen durch die Lappen. Geschichten wie diese haben das Vertrauen der Mongolen in Ausländer, die an ihre Bodenschätze heranwollen, erschüttert – und auch das in die eigene Regierung.

Kritiker, wie beispielsweise der Umweltschützer und Vorsitzende der Grünen Olzod Boum-Yalagch meinen, die Mongolei solle die Rohstoffe erst einmal im Boden lassen, bis sichergestellt ist, dass alle nötigen Gesetze und Richtlinien für einen sozial- und umweltverträglichen Abbau geschaffen sind und auch umgesetzt werden können – und bis die Korruption in den Griff gebracht ist.

„Sowieso kommt uns dieser Reichtum nicht zu gute, warum sollen wir eilen?“, meint Boum-Yalagch. „Schau dir mal die Preisentwicklung an: Jedes Jahr werden die Bodenschätze durchschnittlich um acht Prozent teurer. Sie sollen einfach im Boden bleiben. Das ist wie ein Bankkonto mit acht Prozent Zinsen. Warum sollen wir eilen und uns gesundheitlich kaputt machen? Um andere Leute reich zu machen?“

So einfach ist das sicherlich nicht, denn die Mongolei braucht das Geld aus dem Bergbau dringend für Ausbildung, Infrastruktur und um Arbeitsplätze zu schaffen.

In Bezug auf Oyu Tolgoi stoßen sich die Mongolen aber auch an der Verteilung der Profite: Der Investor Ivanhoe bekommt rund zwei Drittel, die

Regierung nur etwa ein Drittel. Das finden Viele zu wenig, auch wenn die Regierung neben ihrem Anteil an den Profiten auch Steuern und Lizenzgebühren erhält.

Kurz vor dem Discover Mongolia Forum versetzte eine Forderung von 20 Mitgliedern des Parlaments die Investoren in Aufregung und wurde auf der Konferenz zwischen Kaffeetischen und Messeständen heftig diskutiert. Die Parlamentariergruppe hatte verlangt, den mongolischen Anteil von Oyu Tolgoi auf 50 % zu erhöhen.

Diese Forderung habe nicht nur Auswirkungen für Oyu Tolgoi, sondern für alle, so die Meinung von Investoren. Denn sie zeige, dass man sich auf einmal geschlossene Deals nicht verlassen könne. Das Zittern dauerte einige Wochen, dann sprach Ministerpräsident Batbold ein Machtwort und die Forderung der Parlamentarier war vom Tisch – zumindest fürs Erste.

Das größte Problem für die Mongolei besteht jedoch nicht unbedingt darin, möglichst gute Deals mit Investoren auszuhandeln, sondern darin, den Reichtum gleichmäßig und gerecht umzuverteilen. Weil nun so viel Geld ins Land gespült wird, steht die Mongolei vor krassen Veränderungen, aber damit auch an einem Scheideweg. „Norway or no way“ lautet ein viel zitiertes Spruch, „Katar oder Kongo“ ein anderer; soll heißen: entweder die Regierung lässt alle am Rohstoffreichtum teilhaben, etwa so wie die ölreichen Golfstaaten oder das große Vorbild Norwegen: ähnlich wie dort könnten die mongolischen Rohstoffeinnahmen in einen staatlichen Rentenfond fließen und für skandinavische Lebensqualität sorgen. Falls die gerechte Umverteilung jedoch schiefgeht, prophezeien Pessimisten afrikanische Verhältnisse. Man kennt die Geschichten aus rohstoffreichen Ländern wie dem Kongo. Die Regierung erklärt zwar immer wieder, dass sie nachhaltige Entwicklung und Wohlstand für alle anstrebe, doch viele Mongolen glauben, dass die Politiker sich vor allem für die eigenen Vorteile interessieren, und manche Beobachter meinen, die Regierung sei mit der Geschwindigkeit des Wandels überfordert.

## **10 „Wir werden die Mongolei nicht mehr wiedererkennen“ – Einschätzungen eines Experten**

Für einen Gesamtüberblick über die Auswirkungen der Bergbauinvestitionen interviewte ich Dr. Stefan Hanselmann, den Leiter des Programms „Integrierte Mineralische Rohstoffinitiative“ (IMRI) bei der Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit, GIZ. Er und seine Kollegen beraten die mongolische Regierung, wie der Rohstoffreichtum nachhaltig genutzt werden kann, und wie die Einnahmen gerecht verteilt werden können.



*Welche Auswirkungen haben die Bergbauinvestitionen für die Mongolei bisher gehabt?*

Die Mongolei ist ab 2011 die am schnellsten wachsende Wirtschaft weltweit. Das Wachstum in diesem Jahr liegt um 17 %, für das nächste Jahr sind 23 % prognostiziert.

Was hier läuft, wirkt fundamental auf alle Ebenen und in alle Lebensbereiche hinein. Es hat zur Entwicklung des mongolischen Binnenmarktes geführt. Es haben sich lokale Unternehmen als Zulieferer entwickelt, zum Beispiel im Baubereich. Es werden Arbeitsplätze und Einkommen für die Menschen hier geschaffen. Es hat Auswirkungen gehabt auf die Berufsbildung, auch auf den Umweltschutz. Es gibt keinen Bereich, der nicht in irgendeiner Form beeinflusst wird.

*Es bestehen in der Mongolei wirtschaftlich gesehen krasse Unterschiede zwischen Stadt und Land. Kommt von der Entwicklung auch bereits etwas in den ländlichen Regionen an?*

Die Entwicklung ist natürlich regional konzentriert, da sie stark verbunden ist mit den jeweiligen Bergbauprojekten. Inwiefern die Entwicklung in anderen Regionen, besonders im Westen ankommt, ist natürlich die Frage. Ich denke, im Moment sehen wir eine zweigeteilte Entwicklung, einmal Ulan Bator natürlich, aber auch andere Städte im Süden, da boomt es, da wird konsumiert und gebaut. Im Gegensatz dazu sehen wir in den westlichen Regionen der Mongolei eher das Problem einer zunehmenden Landflucht.

*Bisher kontrolliert nur eine kleine Elite den Reichtum des Landes. Gibt es Kräfte, die dagegen wirken?*

Wenn, dann wirken sie sehr im Verborgenen. Wir beobachten, dass eine Machtkonzentration stattfindet, auch wirtschaftlich. Insofern muss man sehen, ob sich ein solcher Trend fortsetzt oder ob mit der Schaffung von mehr Arbeitsplätzen und mehr Einkommen für breitere Bevölkerungsschichten auch eine demokratische Emanzipation stattfindet – oder ob dann die Lust am Konsum die Demokratie ablöst.

Es ist allerdings zu früh, dies abschließend zu beurteilen. Ich würde die Hoffnung nicht aufgeben wollen. Die Mongolei hat Erstaunliches erreicht in den Jahren seit 1991; wenn man das mit anderen zentralasiatischen oder Postsowjetländern vergleicht, ist sie sehr weit gekommen in ihrer demokratischen Entwicklung. Es gibt hier eine sehr lebendige Zivilgesellschaft. Es ist zuweilen erstaunlich, wie bei Paneldiskussionen, bei denen Minister auf dem Podium sitzen, das Publikum zur Sache geht. Es wird sehr kontrovers und öffentlich diskutiert. Das stimmt hoffnungsfroh, es zeigt ein demokratisches Selbstverständnis in der Mentalität der Mongolen. Sie sind ja sehr

stolze Menschen und aufgrund ihrer nomadischen Tradition ist jeder in gewisser Weise sein eigener Khan, sein eigener Fürst. Insofern kann man vermuten, dass auch irgendwann der Punkt erreicht ist, an dem die Leute sagen: „So weit und nicht weiter.“

*Wie ist die Entwicklung in der Mongolei mit der anderer rohstoffreicher Entwicklungs- und Schwellenländer zu vergleichen, beispielsweise Nigeria oder Venezuela?*

Bisher macht die Mongolei es besser, meine ich. Ich glaube, dass man hier wirklich versucht, von den Erfahrungen anderer Länder zu lernen. Die Mongolei ist eines von nur elf Ländern, das im Rahmen der Extractive Industries Transparency Initiative alle Kriterien erfüllt hat. (Anm.: Diese internationale Initiative zielt darauf ab, Korruption zu bekämpfen, indem Zahlungsströme, die aus rohstofffördernden Unternehmen als Abgaben an den Staat gehen, und deren Verwendung offengelegt werden.) Insofern ist sie sehr vorbildlich.

Aber wir dürfen auch nicht vergessen, wir reden von einer Entwicklung, die etwas mehr als zwei Jahre alt ist; im Oktober 2009 wurde das Investitionsabkommen mit Rio Tinto und Ivanhoe über das Oyu Tolgoi Gold- und Kupferprojekt unterschrieben. Wenn man betrachtet, was in diesen zwei Jahren passiert ist und dies für die Zukunft fortschreibt, ergeben sich einige Fragezeichen.

*Welche sind das?*

Ein Thema, das ausländische Investoren umtreibt, ist die Fragen der Berechenbarkeit der Mongolei. Es gab in jüngster Vergangenheit einige Signale, die zu Irritationen geführt haben.

*Dass das Oyu Tolgoi Projekt noch einmal neu verhandelt werden sollte...*

Es besteht ein hohes Maß an Fragmentierung innerhalb der politischen Landschaft. Es werden viele Einzelinteressen artikuliert und mit solchen Projekten verbunden. Dies schafft ein Unwohlsein bei Investoren; sie sagen sich, wir haben hier ein internationales Investitionsabkommen mit einem Investitionsvolumen von rund 6 Milliarden US Dollar und kaum sind zwei Jahre um, wollen 20 Parlamentarier das ganze Paket wieder aufschneiden und neu verhandeln. Da ist nicht gut.

*Welche negativen Effekte entstehen durch die massiven Investitionen im Bergbau, zum Beispiel in Bezug auf die Umwelt?*

Das Problem sind nicht die ausländischen Investoren, das sage ich auch allen Mongolen, mit denen ich spreche, immer wieder. Das Problem ist eher der mongolische Kleinbergbau, wo auf der Suche nach Gold ganze Landstriche umgegraben und Flüsse mit hochgiftigen Schwermetallen wie Quecksil-

ber belastet werden. Internationale Firmen wie Rio Tinto, Ivanhoe, Peabody stehen demgegenüber unter konstanter globaler Beobachtung – durch Attac, den WWF und so weiter, auch durch Investoren. Alle erwarten, dass sie die bösen Buben sind. Da muss ich die ausländischen Firmen ein bisschen in Schutz nehmen; ausländisch gleich schlecht: das ist zu stereotyp, zu simpel gedacht. Die Diskussion wird in der Mongolei häufig so geführt, sehr polemisch und populistisch. Dies lenkt ab von der Tatsache, dass eine ganze Reihe mongolischer Politiker selbst in Bergbauprojekte involviert sind.

*Dennoch gibt es gravierende Umweltprobleme bei den Großprojekten. Bei Tavan Tolgoi fahren täglich tausende LKW durch die Gobi bis zur chinesischen Grenze. Sie zerstören das Grasland und schneiden den Wildtieren die Migrationsrouten ab. Auch Oyu Tolgoi wird LKW für den Abtransport seiner Rohstoffe nutzen.*

Ja, aber das hätte nicht sein müssen. Energy Resources (Anm.: eine mongolische Firma, die in dem Tavan Tolgoi Gebiet eine Kohlemine betreibt) hatte vor drei Jahren zusammen mit der Firma Deutsche Bahn International als Berater ein Eisenbahnprojekt entwickelt, das Tavan Tolgoi schnurgerade 250 km nach Süden mit der chinesischen Grenze verbinden würde. Da müsste heute kein einziger LKW fahren. Auf politischen Druck Russlands hin – denn das Projekt war nicht mit russischer Breitspurschiene und Technik geplant worden – zog das Transportministerium die Genehmigung für das Projekt zunächst zurück.

Inzwischen hat man eingesehen, dass es kurzfristig war, die Eisenbahn nicht zu bauen. Vor Kurzem hat man deshalb beschlossen, die Strecke von Tavan Tolgoi nach Süden an die chinesische Grenze doch zu bauen, in Schmalspur.

*Wirtschaftlich besteht für die Mongolei die Gefahr einer so genannten „Dutch Disease“, also dem Phänomen, dass es durch den massiven Export von Rohstoffen zu einer Aufwertung der Währung kommt, wodurch sich wiederum Absatzprobleme für andere Exportwaren ergeben, mit Folgen für den bisher ohnehin schwachen Arbeitsmarkt. Wie versucht die Regierung dem entgegenzusteuern?*

Das Thema hat sie schon erkannt, inwiefern sie tatsächlich etwas dagegen macht, oder auch machen kann ist noch eine andere Frage. Die Dutch Disease ist in einem Land wie der Mongolei, welches auf einer so schmalen wirtschaftlichen Basis steht, sehr schwierig zu vermeiden. Wir haben ja bereits gesehen, dass der Tögrög im Vergleich zum Dollar in 2010 enorm nach oben gegangen war und zeitweise um 15 % aufgewertet hatte. Allerdings leistet die mongolische Zentralbank gute Arbeit bei der Stabilisierung der Wechselkurse, insofern hat sich die Situation in 2011 etwas entspannt.

Inwiefern es aber gelingt, eine breitere wirtschaftliche Basis zu wettbewerbsfähigen Konditionen aufzubauen: ein ganz schwieriges Thema...

Das große Problem ist, dass bisher kaum einheimische Industrie existiert. Sie müssen in vielen Bereichen bei Null anfangen. So etwas ist extrem schwierig aufzubauen mit einem Land wie China nebenan, welches ganz andere Produktionskosten und ganz andere Mengen realisieren kann.

*Die Regierung verteilt die Einnahmen aus den Rohstoffen bisher zu großen Teilen in Form von Barauszahlungen und Vergünstigungen für bestimmte Bevölkerungsgruppen.*

Ist sie sich bewusst, dass dies auf Dauer dem Land eher schadet als nutzt?

Sie ist sich dessen mit Sicherheit bewusst. Die Verantwortlichen wissen schon, was sie da tun. Aber es ist eben eine Abwägungssache und sie sagen sich, wir machen es trotzdem. Es handelt sich um eine populistische Maßnahme, um Stimmen zu erhalten. Bis zur Parlamentswahl im Juni 2012 werden die Barauszahlungen fortgesetzt. Danach wird man sehen müssen, ob sich die Regierung zu einer Politik der Brot und Spiele bekennt, oder ob sie ernsthaft anfangen will, die Einnahmen aus dem Rohstoffsektor verantwortungsbewusst und nachhaltig zu nutzen.

*Können Sie ein Szenario entwerfen wie die Zukunft der Mongolei aussehen wird? Was könnte im günstigen Fall passieren und was im ungünstigsten?*

Im ungünstigsten Fall würden wir hier eine klassische Oligarchengesellschaft bekommen, in der einige wenige Clans oder Familien den größten Teil des Wohlstands abschöpfen und alle wichtigen Schaltstellen der Macht in Politik, öffentlicher Verwaltung und Wirtschaft aus ihren Reihen besetzen und darüber bestimmen, was hier passiert. Es gäbe in hohem Grade Korruption und Intransparenz, eine sehr einseitige ungesunde Wirtschaftsstruktur, die ausschließlich auf dem Rohstoffsektor basiert, und letztlich eine Aushöhlung demokratischer Strukturen.

*Und wie sähe die Zukunft der Mongolei im besten Fall aus?*

Das Best-Case-Szenario wäre eine systematische Entwicklung des Rohstoffsektors, gekoppelt mit einer zukunftsorientierten Investitionspolitik, die die Rohstoffressourcen landesweit erschließt und die Einnahmen für zukünftige Generationen verwaltet.

Die Regierung verhielte sich in ihrer Haushaltspolitik also antizyklisch, sparte in Jahren mit hohen Rohstoffpreisen, legte einen Pensionsfond an, ähnlich dem von Norwegen, mit dem in Überschusszeiten Rücklagen gebildet werden können für zukünftige Generationen.

Ein Teil der Einnahmen aus dem Rohstoffsektor würde dazu verwendet, Infrastruktur zu schaffen, um die Regionen an die Entwicklung anzubinden, die im Moment sehr abgeschnitten sind. Und schließlich würden Mittel dazu verwendet, die Bildungsstandards zu erhöhen und die Bildungsinfrastruktur zu verbessern, so dass ausreichend Fachkräfte zur Verfügung stehen, um die wirtschaftliche Entwicklung durch den Aufbau einer verarbeitenden Industrie auf eine breitere Basis zu stellen.

All dies muss wohl überlegt geschehen, denn nicht alles, was naheliegend erscheint, ist auch wirtschaftlich sinnvoll. Zum Beispiel wurde bereits eine Kupferschmelze diskutiert. Aber China hat in dem Bereich riesige Kapazitäten. Man sollte sehr pragmatisch und sehr kühl durchrechnen, was sich für die Mongolei mittel- und langfristig lohnt.

#### *Welches Szenario ist wahrscheinlicher?*

Es ist zu früh, um das zu sagen. Die Mongolei steht für mich immer noch an der Wegkreuzung. Die Frage lautet: Norway or no way? Schafft es die Mongolei, ein Modell wie das Norwegens zu realisieren oder scheitert man letztlich daran, eine positive Entwicklung einzuschlagen? Es ist noch zu früh. Ich wage da keine Prognose. Für mich steht das Land immer noch an einem Scheideweg. Es gibt Optimisten, die die Mongolei als Katar Zentralasiens sehen. Und es gibt die Pessimisten, die die Mongolei als zerstörte Landschaft sehen, von ausländischen Unternehmen um ihre Rohstoffe beraubt. Was es sein wird ist noch nicht ausgemacht.

Nur so viel ist sicher: die Veränderungen, die der Bergbau auslöst, sind tiefgreifend, fundamental und alle Lebensbereiche durchdringend. Die Mongolei, wie wir sie heute sehen und erleben, wird es in zehn bis fünfzehn Jahren nicht mehr geben. Diese Veränderungen lösen bei vielen Menschen verständlicherweise Ängste und Verunsicherung aus. Sie bieten aber auch die einmalige Chance, den Reichtum des Landes zum Wohle zukünftiger Generationen zu nutzen.

## **11. Kein Fazit**

Sicherlich könnte ich noch weitere 100 Seiten schreiben, aber hiermit soll es nun erst einmal genug sein. Aus der Fülle an Material werden sich aber hoffentlich noch einige druck- und sendbare Geschichten ergeben.

Mit einem abschließenden Fazit, sowohl zu den Ninjas, als auch zu den Perspektiven durch den Großbergbau, möchte ich mich zurückhalten. Zum einen möge aus dem hier Beschriebenen jeder seine eigenen Schlüsse ziehen; zum anderen stehen die Veränderungen in der Mongolei erst am An-

fang. Ich habe mich daher entschlossen, wieder in die Mongolei zurück zu kehren und das Ganze weiter zu beobachten.

Die Mongolen sind ursprünglich ein Volk von Geschichtenerzählern, und spannende Geschichten gibt es dort sicherlich noch jede Menge zu entdecken.

Und weil ich es auch wichtig finde, dass mongolische Journalisten ihre eigenen Geschichten erzählen – und zwar unabhängig und nach guten journalistischen Standards, habe ich mich entschlossen, in Ulan Bator auch weiterhin ehrenamtlich beim Press Institute mitzuarbeiten und dort Workshops zu geben.

## 12. Ein Dankeschön

Allen voran an die Ninjas und Kleinbergleute aus Bayankhongor, an meine wunderbare Mitbewohnerin Otgonoo und an Philipp Marxen, die beide auf ihre Art für mich ein wertvoller Wegweiser durch die Transformationswirren der mongolischen Gesellschaft waren.

Mein Dank gilt außerdem: Matthias Meier und Patience Singo von der Schweizer DEZA, Dr. Stefan Hanselmann von der GIZ, Jürgen Wellner von World Vision, der mongolisch-deutschen Brücke, der deutschen Botschaft in Ulan Bator, Galtai und den Mädels vom deutschen Radio Ulaan Baator: Tugsoo, Dulguun, Nyamka und Tuvchin; Mandakh, Ganaa und Ulmaa vom Press Institute; Zulaa, ohne dessen Hilfe ich wohl noch dreimal für ein neues Visum nach China hätte fahren müssen; Ana Brigida, Mette High, Markus, Robert, Munkherdene, Tungaa, Okhno, Tulгаа, Sumiya, meiner Ninja-Übersetzerin Khishgee, Bayarmaa, Maro, Oyundelger, Chingee, der Gruppe vom Journalists.network, Boum-Yalagch von Nomad Green, Joe Kimble, Urnaa, Pujee, Ganbaatar, den Mönchen vom Ganden-Kloster, Ani Gyalmo, den IAESTE-Austauschstudenenten, vor allem Matthias, Inga und Lise; Angie, Viktoria, Matthias, Tamir, Enkhee, Seele, Ehab, Waleed, Mariusz, Lena, Demian, Mareike, Jessica, Ruth, Unur, Erdene, Aki, James, Sanaa, Nomin, Muugi und allen anderen, die mir meine Reise mit Hintergrundinfos, Alltagstipps oder einfach nur einem freundlichen Lächeln bereichert haben.

Außerdem möchte ich diese Gelegenheit nutzen, um mich einmal ganz herzlich bei meinen Eltern zu bedanken, die während meiner Auslandsaufenthalte regelmäßig meine „Homepage“ betreuen, und sich jedes Mal mit Engelsgeduld um allen Papierkram kümmern, der während meiner Abwesenheit anfällt.

Und ein ganz besonderer Dank gilt natürlich Ute Maria Kilian und der Heinz-Kühn-Stiftung, durch die ich all diese spannenden Dinge, die ich hier beschrieben habe, überhaupt erst erleben durfte.

### 13. Glossar

**Aimag:** wörtlich Stamm. Eine Provinz der Mongolei. Das Land ist in 21 Aimag unterteilt; Ulan Bator gehört nicht zu einem Aimag, sondern wird als eigenständige Einheit verwaltet.

**Sum:** jeder Aimag ist weiter unterteilt in Sums, d.h. Bezirke

**Zud (oder eingedeutscht Dsud):** ein extrem harter Winter, in dem Millionen Tiere sterben und manche Nomaden ihre gesamte Herde verlieren. Die Mongolen unterscheiden zwischen weißem, schwarzem und eisernem Zud. Beim weißen Zud fällt so viel Schnee, dass die Tiere nicht mehr an das Gras unter der Schneedecke gelangen. Beim eisernen Zud überzieht Eis große Landstriche und macht das Gras ebenfalls unmöglich. Der schwarze Zud ist ein kombiniertes Sommer-Winter-Phänomen. Nach einem sehr trockenen Sommer, in dem die Tiere nicht genug Nahrung finden, folgt ein sehr kalter Winter dem die bereits geschwächten Tiere nicht stand halten können. Der letzte Zud ereignete sich 2009/2010.

**Khatag:** ein dünner Schal mit aufgedruckten Gebeten. Er wird im tibetischen Buddhismus, dem auch ein großer Teil der Mongolen folgt, als Zeichen des Segens oder der Ehrung verwendet.

In Tibet wird meist ein weißer Schal verwendet, als Zeichen der Reinheit. In der Mongolei nimmt man gern einen blauen Schal als Verweis auf den blauen Himmel, Ikh Tenger. Dieser wird auch im Schamanismus, der anderen großen Religion in der Mongolei angebetet. In der Volksreligion mischen sich Schamanismus und Buddhismus.

**Tögrög:** mongolische Währung; zur Zeit meiner Reise war ein Euro rund 1.750 Tögrög wert.